

Zeitschrift: Jahrbuch für schweizerische Geschichte
Band: 36 (1911)

Artikel: Nikolaus Zurkinden von Bern 1506-1588 : ein Lebensbild aus dem Jahrhundert der Reformation
Autor: Bähler, Eduard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-43603>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

NIKOLAUS ZURKINDEN VON BERN

1506—1588.

EIN LEBENSBIOD AUS DEM JAHRHUNDERT
DER REFORMATION.

VON

EDUARD BÄHLER.

ERSTER THEIL.



Leere Seite
Blank page
Page vide

Vorrede.

Im «Bulletin de l'histoire du protestantisme français» des Jahres 1876, erschien aus der Feder des damaligen Redaktors dieser Publikation, J. Bonnet, eine kurze Biographie des bernischen Stadtschreibers Nikolaus Zurkinden, die von Dr. A. von Gonzenbach ins Deutsche übertragen und im Berner Taschenbuch auf das Jahr 1877 veröffentlicht, in großen, wenn auch nicht vollständigen Umrissen, das Lebensbild eines edlen Berners aus dem Zeitalter der Reformation wiedergibt. Wenn nun hier, unabhängig von jenem ersten Versuche, die Aufgabe, dem bernischen Staatsmann und Denker ein Denkmal zu errichten, aufs neue unternommen wird, so bedarf dies keiner Rechtfertigung. Durch die Weiterführung und Vollendung der «Opera Calvini» und die Veröffentlichung der Korrespondenz Zurkindens mit Castellio, erschlossen sich neue Quellen, aus denen zu schöpfen, die genannten Autoren keine Gelegenheit hatten, und deren Herbeiziehung Materialien lieferte, ohne die das Bild des merkwürdigen Mannes manchen seiner markantesten Züge vermissen ließe. Dazu kommt die unerwartet reiche Ausbeute, welche die noch nie verwerteten, meist noch unbekannten Briefe Zurkindens in der Simmlerschen Sammlung der Stadtbibliothek in Zürich, sowie im Codex Chartum der Herzoglichen Bibliothek in Gotha, dem Verfasser gewährten. Auch die Nachforschungen in den Staatsarchiven von Bern und Lausanne ergaben manches bis dahin Übersehene, besonders über Zurkindens Herkunft und seine Wirksamkeit im bernischen Staatsdienste. Allerdings ist seine Bedeutung nicht hier zu suchen. Die Veröffentlichung einer ausführlichen Lebensbeschreibung rechtfertigt sich aus anderen Gründen. Schon deßwegen, weil er von Jugend auf bis in sein hohes Alter

mit den bedeutendsten seiner Zeitgenossen in regem freundschaftlichen Verkehr gestanden. Seine Korrespondenz enthält eine Menge von persönlichen Mitteilungen und läßt helle Streiflichter auf Menschen und Ereignisse jener Tage fallen. So tritt der Charakter Calvins aus seiner Korrespondenz mit Zurkinden in einer Weise ans Licht, wie wir ihn sonst zu sehen nicht gewöhnt sind. Anderseits erklärt sich gerade aus Zurkindens Briefen der starke Eindruck, den seine Persönlichkeit auf Männer, wie Calvin und Beza, machte, deren Überzeugungen er nicht teilte, sondern bekämpfte, und die ihm trotzdem ihre Freundschaft nie entzogen. Zurkinden nahm unter seinen Zeitgenossen eine eigenartige Stellung ein. Anhänger der Glaubens- und Gewissensfreiheit, bevor man diesen Namen kannte, Vertreter eines Christentums, das weniger auf das Dogma, als auf die Persönlichkeit und Lehre des Erlösers sich gründet, dabei von vielseitiger und gründlicher Bildung, ist er einer der bedeutendsten Berner jener Zeit, und jedenfalls unter ihnen der modernste. So oft möglich, erteilen wir ihm selber das Wort. Daß sein Glaubensleben stark hervortritt, bedarf keiner Entschuldigung. Laien aus jener Zeit, die, wie Zurkinden, ihrem Innenleben so beredt Ausdruck geben können, sind sowieso nicht so zahlreich. Die wehmütige Resignation, die aus seinen Briefen herausklingt und am Ende seines Lebens sich zur ausgesprochensten Weltmüdigkeit steigert, ist aus seiner geistigen Vereinsamung, dem auf ihm lastenden häuslichen Leid und den Enttäuschungen, die ihm die Wirkungen der Reformation bereiteten, nur zu sehr erklärlich und verleiht seinem Bilde einen rührenden Zug. So lohnend die Arbeit, dieses Lebensbild zu entwerfen, für den Verfasser auch war, so groß waren auch die Schwierigkeiten, aus dem zerstreuten und lückenhaften Material ein Ganzes zu gestalten. Sollte es ihm einigermaßen gelungen sein, so möchte er nicht unterlassen, mit Dankbarkeit auf die Hülfe hinzuweisen, die ihm von verschiedenen Seiten zuteil wurde, besonders von den Vorstehern und Angestellten der Staatsarchive von Bern, Zürich, Lausanne und der Bibliotheken von Zürich und Gotha. Der Verfasser.

I. Kapitel.

Herkunft und Jugendzeit.

Die Familie Zurkinden, über deren Herkunft bestimmte Nachrichten fehlen¹⁾, beginnt schon nach der Mitte des 15. Jahrhunderts in der Bürgerschaft Berns, der sie vielleicht noch nicht lange angehörte, eine angesehene Stellung einzunehmen. Sie tritt gleich in mehreren Vertretern auf den Plan, deren verwandtschaftliche Beziehungen freilich nicht ganz aufgeheilt sind. Am sichersten sind wir über den Familienstand der beiden Brüder Nikolaus und Peter und ihres Veters Hans unterrichtet²⁾. Peter, wahrscheinlich der ältere Bruder, tritt im öffentlichen Leben Berns wenig hervor. Wohl identisch mit Peter Zurkinden, der 1458 am Stalden sonnenhalb, seit 1480 an der Gerechtigkeitsgasse wohnte, war er Kastlan auf Tellenburg 1474, Schultheiß von Burgdorf 1487, ist noch 1506 Mitglied des großen Rates, muß aber bald darauf gestorben sein. Seine einzige Tochter Ursula, in erster Ehe mit Bendicht von Weingarten verheiratet, der als Hauptmann der Berner bei Novarra 1513 fiel, reichte hierauf ihre Hand dem Ratsherrn Lienhard Schaller und starb 1523.

Nikolaus³⁾, der Bruder Peters, 1468 Mitglied des großen und 1472 des kleinen Rates, wurde 1473 Kastlan von Zwei-

¹⁾ Der Name Zurkinden findet sich in der alten Landschaft Bern nicht selten, so im 14. Jahrhundert im bernischen Seeland, im Obersimmental, in Frutigen, in der Gegend von Amsoldingen, in der Gemeinde Rüeggisberg. — ²⁾ Altes Udelbuch S. 185, 223, Tellrodel 1458, S. 129. Staatsarchiv Bern. — ³⁾ Altes Udelbuch S. 4, Tellrodel 1458, S. 123. Staatsarchiv Bern.

simmen, unternahm 1476 den mörderischen Einfall durch die Ormondstähler nach der Waadt, eroberte La Tour de Peilz und Vivis und trat 1481 wieder in den kleinen Rat. 1470 hatte er einen Teil der Herrschaft Unspunnen angekauft. Ursprünglich der Gesellschaft zu Mittellöwen angehörend, trat er in die Stube von Oberpfistern über und bekleidete seit 1485 das Venneramt. 1487 zog er mit 1000 Bernern nach Saluzzo. Am 18. Juni 1489 sprach er sich als Bote Berns zu Baden entschieden gegen die Aufhebung des im Stanzerverkommnis enthaltenen Verbotes der Besammlung von Volksgemeinden aus. Er war ein entschiedener Vertreter der deutschen Partei in Bern. Sein Name findet sich im Pensionenrodel von 1488 des Erzherzogs Sigmund von Österreich¹⁾. Seine antifranzösische Haltung veranlaßte 1493 den Landammann auf der Mauer von Schwyz, ihn öffentlich als Anhänger Maximilians zu denunzieren. Diese Vorwürfe wiederholten sich 1499 in noch schärferer Tonart, als Nikolaus Zurkinden, als Kommandant der in den Leberberg gesandten Truppen, den Rückzug antrat, ohne mit dem Feinde zusammengetroffen zu sein. Ein Zeitgenosse urteilte über ihn: «man hielte dafür, es were der Zurkinden, welcher für einen der klügsten Bernern seiner Zeit geachtet wurde, besser der Ratskammer, denn dem Kriegsheer vorgestanden». Er war verheiratet mit Anna Müller, einer gebornen Hoßmann, doch blieb diese Ehe kinderlos. Dagegen hinterließ er einen unehelichen Sohn, den späteren bernischen Staatsmann, dem diese Lebensbeschreibung gewidmet ist.

Neben den beiden Brüdern Peter und Nikolaus Zurkinden, wird ihr Vetter Hans Zurkinden²⁾ häufig genannt, der Sohn des Pfisters Hans Zurkinden, der schon 1448 mit seiner Ehewirtin Elsi an der Gerechtigkeitsgasse sonnenhalb sein Handwerk ausübte. Später wohnte er an der Junkerngasse und wird

¹⁾ Anzeiger für Schweiz. Geschichte 1908, Nr. 2, S. 281. — ²⁾ Tellrodel 1448, S. 358. Tellrodel 1458, S. 154. Altes Udelbuch S. 30. Staatsarchiv Bern.

auch im Tellrodel von 1458 mit seiner Gattin und einer Schwester Barbli erwähnt. Seit 1480 erscheint sein gleichnamiger Sohn Hans in den Burgerrödeln¹⁾. Als 1491 in Bern die Bäcker sich gegen Verfügungen der Obrigkeit auflehnten, gehörten die beiden Zurkinden zu den Wenigen, die sich ruhig verhielten²⁾. Hans der Vater war 1509 nicht mehr am Leben, dagegen nahm sein Sohn im bernischen Staatsdienst keine unwichtige Stellung ein, wurde er doch 1513 an Stelle der aus dem kleinen Rate verdrängten Anhänger der französischen Partei in diese hohe Behörde gewählt³⁾. Mit einer Margaretha aus unbekanntem Hause verheiratet, in wahrscheinlich kinderloser Ehe, starb er um 1526. Nicht mit Bestimmtheit zu beantworten ist die Frage nach dem Vater der beiden Brüder Peter und Nikolaus. Ist er vielleicht jener Nikolaus, der 1446 unter den Burgern erscheint, 1458 im großen Rate sitzt und 1464 Vogt von Aarberg war, und nicht identisch sein kann mit dem Vater unseres Nikolaus Zurkinden? Es ist auch keineswegs sicher, daß ein 1448 im Tellrodel genannter Peter Zurkinden, der zu unterst an der Gerechtigkeitsgasse wohnte, und der spätere Schultheiß von Burgdorf ein und dieselbe Person sind.

Nikolaus Zurkinden, der junge, der in seiner Vaterstadt eine so hervorragende Stellung einnehmen sollte, wurde am 31. Oktober 1506 geboren⁴⁾, aus einer illegitimen Verbindung, die sein Vater eingegangen war. Wohl weil seine rechtmäßige Ehe kinderlos geblieben, dachte Venner Zurkinden nicht daran, seinen natürlichen Sohn zu verleugnen. Sein Testament vom 29. Januar 1509 — er starb im Oktober 1510⁵⁾ — ist ein schönes

¹⁾ Osterbücher von 1480 und 1485. Staatsarchiv Bern. — ²⁾ Val. Anselms Berner Chronik, Ausgabe von 1896—1901 I 287 ff. — ³⁾ Tillier, Geschichte Berns III 88. — ⁴⁾ Am 26. Oktober 1575 schreibt Zurkinden an Gwalther nach Zürich und schließt seinen Brief mit der Bitte, sein Freund möge die schlechte Schrift dem zitternden Greis nicht verargen, der am 31. Oktober das siebenzigste Lebensjahr angetreten haben werde. — ⁵⁾ Stürler, Genealogische Notizen. Mss. Helv. Hist. III 80. Stadtbibliothek Bern.

Zeugnis von der Sorgfalt, mit der er die Zukunft seines Sohnes nach Möglichkeit gesichert hat¹⁾. Er übergab ihn der Obhut des Stadtschreibers Nikolaus Schaller²⁾, der, wie aus der Identität der Vornamen geschlossen werden darf, offenbar die Patenstelle an dem Kinde vertrat. Der moralischen Fürsorge entsprach die finanzielle³⁾. Daß seine rechtmäßige Gemahlin Anna Müller nicht mit der Erziehung des unehelichen Sohnes ihres Gatten betraut wurde, ist begreiflich. Es scheint, daß sie dem jungen Nikolaus wenig Neigung entgegenbrachte, denn als sie 1519 testierte, mußte er sich mit einer silbernen Schale begnügen. Ohne Zweifel hat Nikolaus seine ersten Jugendjahre in dem Schallerschen Hause — Kramgasse Schattseite, Nr. 51 — zugebracht. Man darf wohl annehmen, daß der Einfluß dieses rechtlichen, allgemein geachteten Mannes, für seine Entwicklung von entscheidendem Einfluß war. Später handeln für den noch Minderjährigen, Hans Zurkinden, der Vetter seines Vaters, und Erhard Kindler⁴⁾, der in den

¹⁾ Testamentenbuch Nr. 2, S. 171. Staatsarchiv Bern. — ²⁾ Nikolaus Schaller, Stadtschreiber von 1492—1524, Parteigänger des Venners Zurkinden, starb Ende 1524. Die Stelle im Testament des Venners Zurkinden, in welcher er seinen Sohn der Obhut Schallers anbefiehlt, lautet: «Denne geb ich minem Fründ Niclausen Schaller Stattschriberen zu Bern von vielfältiger Treu und Diensten wegen, mir bewiesen und damit er minen Sun ihm lasse befohlen sin, ihn erziehe und bei dem helfe handhaben, so ich ihm hievor gemacht habe, dafür 5 Gulden rhein. uf Ludwig Michel und 8 Gulden rhein. uf Ludwig Tillier». — ³⁾ Die seinem Sohne Nikolaus gemachten Vergabungen sind im Testamente folgendermaßen beschrieben: «Denne so ordne und gebe ich minem natürlichen und ledigen sun Niclausen das so hernach folget a. uf Herrn Caspars von Stein säligen Erben 20 Gulden Gelts, b. uf Herrn Ludwig von Diesbach 30 Gulden, c. uf den nämlichen 8 Gulden, d. uf Herrn Peter von Endlisberg Comentur zu Buchsee 15 Gulden rhein., e. uf Frau von Bubenbergh und ihren jetzigen Mann 20 Gulden rhein., f. uf Uli Schürmachers Knabe 10 fl. Sollte Nikolaus der Erbe sterben oder ohne Nachkommen dahinfahren, so fällt dies alles an Hans Zurkinden minen Vetter und Ursula mines Bruders sel. Peters Zurkinden Tochter Ursula, jetzt Benedikt von Weingartens des Venners Frau». Testamenten-Buch II, S. 171. Staatsarchiv Bern. — ⁴⁾ Erhard Kindler 1502-Mitglied des großen Rates, dem schon sein Vater angehört hatte, 1513-

den Jahren 1519—1523 als Vogt des jungen Nikolaus genannt wird. Unter den Verhandlungen geschäftlicher Natur, die für ihn abgeschlossen wurden, sei der Ankauf des ehemaligen väterlichen Hauses oben am Stalden erwähnt, das Frau Anna Zurkinden ihrem Bruderssohne Nikolaus Hoßmann in Thun testamentarisch vermacht hatte, und dieser im selben Jahre 1519 dem Obgenannten durch Vermittlung des Hans Zurkinden wieder veräußerte¹⁾. Von größerem Interesse ist die Beantwortung der Frage, in welcher Weise er seine Jugendjahre zubrachte; aber gerade hierüber fehlen jegliche Nachrichten. Zurkinden, vielleicht der gebildetste Laie Berns im 16. Jahrhundert, muß eine vorzügliche Erziehung erhalten haben. Sie begann in der bernischen Stadtschule, an welcher seit 1510 Michael Röttli, nach dem Urteil eines Zeitgenossen, «eine Zierde Helvetiens», und von 1518—1525 der Humanist Melchior Volmar wirkte. Dagegen ist nicht zu ermitteln, wo sie ihre Fortsetzung und ihren Abschluß fand. Daß der spätere Notar, zudem theologisch geschulter Denker, perfekter Latinist und des Griechischen kundig, der neben der deutschen, die französische Sprache beherrschte und selbst des Italienischen mächtig war, fremde Schulen besucht hat, ist soviel als gewiß. Zog er vielleicht zu seinem früheren Lehrer Volmar nach Bourges? Die Namen einiger seiner Bekannten weisen eher nach Straßburg. In einem Briefe an Bucer vom 21. Dezember 1531 trägt er Grüße auf an den Straßburgerarzt Michael Herr, den Professor Bedrot und an den Astronomen Nikolaus Prugner, Pfarrer in Benfelden im Elsaß, die er seine Freunde nennt²⁾. Ebensowenig erfahren wir über seine religiöse

Böspfenniger, 1527—1529 Vogt von Fraubrunnen, 1534 Heimlicher, 1535 des kleinen Rates, starb 1537/38.

¹⁾ Konzeptbücher des Stadtschreibers, Staatsarchiv Bern. — ²⁾ Michael Herus (Herr) war Stadtarzt in Straßburg und bekannt als fleißiger Übersetzer antiker Schriftsteller und Herausgeber medizinischer Traktate. In Straßburgerakten findet sich sein Name häufig bis gegen 1550. Jakob Bedrot von Bludenz, zuerst Professor der Mathematik und seit 1527 des Griechischen in Straßburg, starb daselbst 1541. Der Beziehungen Zurkindens mit Prugner wird in einem andern Zusammenhange zu gedenken sein.

Entwicklung, die ihn in die Reihen der ausgesprochensten Anhänger der Glaubensneuerung führte. Nicht ohne Einfluß auf seinen Werdegang mögen die Persönlichkeiten gewesen sein, die als Freunde seines Vaters auch ihm ihr Wohlwollen zuwandten. Der Venner Nikolaus Zurkinden scheint allerdings ein gut katholischer Christ gewesen zu sein, der in seinem Testamente die geistlichen Stiftungen Berns reichlich bedachte. Doch starb er zu früh, als daß er die geistige Eigenart seines Sohnes irgendwie hätte beeinflussen können. Dagegen lebte der Pflegevater Nikolaus Schaller lange genug, um seinen Einfluß auf den Pflegesohn geltend zu machen. Wenn Nikolaus Zurkinden bis an sein Lebensende ein unauslöschliches Mißtrauen gegen die Politik Frankreichs empfand, so dürfte diese Haltung auf Jugendeindrücke zurückzuführen sein, war doch sein Mentor stets ein eifriger Anhänger der deutschen Partei gewesen. In nahen Beziehungen stand der heranwachsende Nikolaus mit dem Ratsherrn Lienhard Schaller, dem Ehegatten seiner Base Ursula Zurkinden. Sie war nach Valerius Anselms Zeugnis die Stifterin des Pfennigalmosens, « angefangen und gestiftet anweisung evangelischer ler », und hat in ihrem Testamente auch des jungen Vetters gedacht, dem sie drei große Schalen vermachte, worunter « eine mit dem Kindli ». Bezieht sich diese Bezeichnung vielleicht auf das Wappen der Zurkinden? ¹⁾ Nach ihrem Hinscheid erwarb Nikolaus Zurkinden « der Schallerin säligen hus sampt dem Garten um 1400 fl », wohl ein ihm als Verwandtem gewährter Vorzugspreis ²⁾. Unter den übrigen Verwandten, die ihm zur Seite standen, tritt besonders sein Vetter Hans Zurkinden hervor, der ebenfalls zur deutschen Partei zählte und dieser Stellungnahme seine Wahl in den kleinen Rat verdankte, als 1513 die französisch Gesinnten weichen mußten. Außerdem finden wir als Freunde des alten Venners Zurkinden, und damit auch als Gönner seines Sohnes, den ehemaligen Priester

¹⁾ Venner Zurkinden führte in seinem Wappen eine Lilie, sein Sohn dagegen, wie auch seine Descendenz, in blauem Felde über goldenem Dreiberg ein silbernes stehendes Kind, das in der Rechten eine goldene Lilie hält. — ²⁾ R M 205/47 Genehmigung des Kaufes am 25. März 1525.

von Bätterkinden, Bendicht Marti, Vater des gleichnamigen Theologen und Alpenfreundes, Jakob von Wattenwyl, den spätern Schultheißen, ausgesprochener Anhänger der deutschen Partei und Förderer der Reformation, Kaspar Wiler, über den Anselm bei dessen Hinscheid 1519 das Urteil fällt, er sei ein Gegner Frankreichs und Freund des Kaisers gewesen, und von dem wir wissen, daß er an dem Ablaßhandel Samsons großen Anstoß nahm, und Conrad Vogt, der den Franzosen nicht nur im Ratssaale, sondern 1515 auch im Felde gegenüberstand. Außerdem nennt das Testament des Venners Zurkinden noch einige Persönlichkeiten aus der Landschaft, die seiner Familie offenbar verwandtschaftlich nahe standen, freilich ohne daß Beziehungen des jungen Nikolaus zu ihnen nachweisbar wären. Den Verhandlungen der Bernerdisputation vom Januar 1528 hat Zurkinden jedenfalls beigewohnt, und bei dieser Gelegenheit mag er die Bekanntschaft mit den anwesenden Zwingli, Bucer und Capito geschlossen oder erneuert haben. Von dieser Zeit an erscheint sein Name immer häufiger, und schon beginnen seine Mitbürger, ihn für kleinere Dienste in Anspruch zu nehmen. 1528 war er in den großen Rat erwählt worden, und um dieselbe Zeit bekleidet er mit Anton Noll das Amt eines Iselers, d. h. eines Inspektors der Maße und Gewichte¹⁾. Ende 1529 erscheint er als Taufpate des am 28. Oktober gebornen Samuel Zehender, des spätern Chronisten, ein Beweis, daß seine illegitime Herkunft ihn von der bessern Gesellschaft keineswegs ausschloß. Auch mit auswärtigen Führern der Glaubensbewegung tritt er um diese Zeit in Verbindung. Freilich fehlte es auch nicht an unfreundlichen Begegnungen mit Altgesinnten. Als er am 25. September 1530 mit Hans Funk und Bizius Sträler in Solothurn in der Krone übernachtete, drangen einige Luzerner und Unterwaldner unter Drohungen und Scheltworten in das Schlafgemach, ein Zwischenfall, der in Bern übles Aufsehen erregte²⁾.

1) R M 217/125. 1528 April 15. — 2) Strickler, Aktensammlung zur Reformationsgeschichte der Schweiz II 1686.

Bald darauf beteiligte sich Zurkinden an einer kriegerischen Unternehmung. Er begleitete als Feldschreiber die 1500 Berner, welche Anfangs April 1531 unter Hans Franz Nägeli über den Bernhardin, das Calancatal, Bellinzona, den Monte Cenere, Porlezza nach dem Schlosse Musso am Comersee zogen, von wo aus Jakob von Medici, der berüchtigte Condottiere, seine feindseligen Operationen gegen das südliche Bündten unternommen hatte¹⁾. Am 22. April übersetzte Zurkinden ein Protestschreiben des Castellans von Musso an seine Belagerer ins Deutsche und übergab das Schriftstück dem zürcherischen Hauptmann. Sein Aufenthalt vor Musso scheint nur kurze Zeit gewährt zu haben. Offenbar kehrte er mit dem Bernerkontingent im Mai nach Hause, denn Anfangs Juni treffen wir ihn wieder in seiner Vaterstadt²⁾. Seit wann er daselbst seinen bürgerlichen Beruf als Notar ausübte, ist ungewiß. Anfangs 1530 bekleidete er das Amt eines Gerichtschreibers und behielt es auch während des folgenden Jahres bei³⁾. Aber noch lasten die Nachteile einer unehelichen Geburt auf ihm. Um 1500 bestanden ihre Folgen darin, daß der einer illegitimen Verbindung Entsprössene nur zur Familie der Mutter gehörte und kein Erbrecht gegenüber den väterlichen Verwandten hatte. Er selbst wurde von der Obrigkeit beerbt und mußte, um dies zu vermeiden, sich von den Folgen loskaufen. Sonst bestanden keine weiteren Nachteile, und es ist namentlich hervorzuheben, daß uneheliche Geburt von einer öffentlichen Laufbahn keineswegs ausschloß. Am 11. Oktober 1531 wurde Nikolaus Zurkinden vom Rate seiner unehelichen Geburt frei und ledig gesprochen, womit seine zivilrechtliche und bürgerliche Vollwertigkeit öffentlich ihre Anerkennung gefunden hatte⁴⁾. Seiner geistigen Fähigkeiten und moralischen Tüchtigkeit waren seine Mitbürger bereits inne geworden.

1) Tillier, Geschichte Berns III 296. — 2) Taufrodel von Bern 4. Juni 1531, Staatsarchiv. — 3) Eintragungen in den Taufrodel vom 21. März, 28. April, 8. und 11. Mai 1530 und 9. Februar 1531. — 4) R M 231/102. Niklaus Zurkinden gefryet und erkoufft der unerlichen purt im uffgleit 10 \mathcal{R} , im geschenkt.

II. Kapitel.

Zurkinden im bernischen Staatsdienst.

Nach der Einführung der Reformation in den bernischen Landen wurden die klösterlichen Stiftungen dieses Gebietes unter staatliche Administration und die Verwaltung von Schaffnern oder Vögten gestellt, die, vom Rate gewählt, die obrigkeitliche Aufsicht auszuüben hatten. Auch die Deutschordenscommenden Sumiswald und Köniz wurden von dieser Maßregel getroffen und mit bernischen Amtleuten besetzt. Am 7. September 1532 erhielt Zurkinden seine Ernennung zum Vogt von Sumiswald, als Nachfolger Friedrich Schwyzers. Wolfgang von Weingarten war sein Amtsbürge¹⁾. Seine Stelle war keine leichte. Die Vogtei Sumiswald, welche damals die Gemeinden Dürrenrot und Sumiswald umfaßte, war einer der Hauptherde der täuferischen Bewegung. Zurkinden, der diesen Elementen gegenüber mehr Nachsicht übte, als es seiner Obrigkeit recht war, geriet in peinliche Situationen, und seine persönliche Überzeugung, welcher ein Einschreiten gegen die Täufer widersprach, wollte sich mit den Pflichten eines bernischen Amtmannes nicht vereinigen lassen. Ein Schreiben des Rates vom 15. Januar 1533 eröffnet ihm, man habe mit höchstem Bedauern vernommen, daß in seiner Vogtei viele Täufer seien, trotz aller Mahnungen der Obrigkeit, von dieser Sekte abzustehen. Er erhielt den Auftrag, die Leute von Sumiswald und Dürrenrot von Haus zu Haus zu einer Versammlung aufzubieten und ihnen die obrigkeitlichen Mandate einzuschärfen. Daß er dazu noch das an ihn gerichtete, unwirsche Schreiben des Rates verlesen mußte, war für ihn keine geringe Demütigung, hieß es doch darin, er solle bei seinem Eide die Sache gewissenhaft betreiben, sonst seien seine Kirchgenossen verpflichtet, ihn zu verklagen²⁾. Wenn er trotzdem das Vertrauen

1) R M 234/345. — 2) Th. de Quervain, Kirchliche und soziale Zustände in Bern unmittelbar nach der Einführung der Reformation 1528 bis 1536. S. 132.

seiner Obrigkeit nicht verlor, so zeugt dies für seine Tüchtigkeit und die Integrität seines Charakters, aber auch für die Unbefangenheit seiner Vorgesetzten, die ihm schließlich seine Besonderheiten doch übersahen. Zurkinden scheint diese Stelle bis Anfangs 1537 versehen zu haben¹⁾, war aber auffallend oft von der Vogtei abwesend. Abgesehen davon, daß seine Familie während dieser Amtsperiode, so in den Jahren 1534 und 1535, in Bern wohnhaft erscheint²⁾, wird er in diesen beiden Jahren als Ratsschreiber erwähnt, d. h. als Gehülfe des Stadtschreibers. Im Januar und Juni 1534 verweilte er in amtlicher Mission in Basel³⁾, und im September 1536 finden wir ihn in Lyon, wo er 5402 Kronen zu erheben hatte, welche der König von Frankreich der Stadt Bern schuldete⁴⁾.

Seine Kenntnis der französischen Sprache mußte ihn seinen Mitbürgern geeignet erscheinen lassen, als Amtmann eine der zahlreichen Vogteien in den, durch die Eroberung der Waadt bernisch gewordenen, welschen Landen zu verwalten. 1537 auf den 1. September wird er zum Schaffner des eben aufgehobenen, am Fuß der Dôle in romantischer Einsamkeit gelegenen Zisterzienserklosters Bonmont, des ältesten dieses Ordens in der Schweiz, ernannt⁵⁾. Es war eine stattliche Kavalkade, als er mit seiner Familie und einem kleinen Dienstgefolge zum obern Tore hinausritt, nachdem die Reisegesellschaft sich an einem bescheidenen Morgenbrot gestärkt hatte. Zur Säuberung der Herbergen, in denen man zu rasten gedachte, war ein berittener Knecht

¹⁾ Nicolaus Zurkinden, als er von Sumiswald an das Ratschreiberamt kommen ist, 10 *Œ.* Seckelmeister-Rechnung 1537. — ²⁾ Taufrodel Bern 1534 Juni 29. Nicolaus zur Kinden, Ratschreiber ein Tochter, heist Sara, warent Götlin her Peter der Stattschreiber her Hans Wannenmacher, Margreth Linderin, Fruw Cathrin von Wattenwyl. 1335, November 7 eodem ein Tochter heist Eva warent Götlin, her Anthoni Noll des Rats, Fruw Elsbeth von Wingarten, Barbly Koch. — ³⁾ R.M. 244/2. — ⁴⁾ Teutsch, Spruchbuch G. 415. Staatsarchiv Bern. — ⁵⁾ Vogteirechnung von Bonmont, abgelegt von N. Zurkinden vom 1. September 1537 bis 28. Februar 1539. Staatsarchiv Lausanne.

vorausgeschickt worden. Die Reisegesellschaft brauchte unverhältnismäßig viel Zeit, um an den Bestimmungsort zu gelangen. Das erste Nachtquartier war Murten, nachdem man in Gümmenen eine kurze Mittagsrast gehalten hatte. Am zweiten Tage wurde in Payerne Mittag gemacht und in Moudon übernachtet. Da es am folgenden Morgen stark regnete, blieben die Reisenden bis um Mittag an diesem Orte, erreichten aber doch noch am selben Tage Lausanne. Der vierte Tag führte die Reisenden bis Rolle, nachdem sie in Morges gerastet, und erst am Abend des fünften Tages erreichten sie ihr Ziel. Zurkinden und wohl auch seine Gemahlin reisten zu Pferde, begleitet von dem Stadtreiter Johann Söugli, mehreren Dienstboten und seinem Stiefbruder Gabriel¹⁾. Die Kinder legten die Reise auf einer von zwei Pferden getragenen Sänfte zurück, neben welcher ein zur Aufsicht über die Kleinen bestellter Knecht einherlief. Zurkinden hatte die Räumlichkeiten des Klosters nicht zu seiner uneingeschränkten Verfügung. Noch waren sechs Mönche mit ihrem Koch dageblieben, die bis zum Michaelstag 1538 daselbst wohnten. Sein eigener Hofstaat bestand aus folgenden Personen. Zur Besorgung der Verwaltungsgeschäfte hielt er einen Schreiberknecht, namens Drabulo, der schon unter dem früheren Abt dergleichen Dienste versehen hatte. Als Besatzung der einsam gelegenen Residenz nennen die Rechnungen Lienhard Jakob den Zusetzer und seinen Gesellen Oswald, zu deren Obliegenheiten jedenfalls die Instandhaltung der Hackenbüchsen gehörte, die das Inventar der Vogtei erwähnt. Diese Besatzung wurde wirksam unterstützt durch die beiden Rüden, die sich im Hofe herumtummelten, und denen die neuen Stachelhalsbänder, die man in Genf gekauft hatte, ein grimmiges Aussehen verleihen mochten. Nach dem Wegzug des Zusetzers versah einer der Stiefbrüder Zurkindens, Lorenz, dieses Amt, und besorgte nebenbei die Mühle und die Bäckerei. Über den

¹⁾ Man beachte, daß Zurkinden seine Stiefbrüder Gabriel und Lorenz, d. h. die Kinder seiner Mutter, deren unehelicher Sohn er war, unbefangen in sein Haus aufnahm, wo sie eine dienende Stellung eingenommen zu haben scheinen.

Weinvorräten schaltete Matthis Jutzeler, der Kellermeister, während Johan Abraham, der Hausknecht, Hansi, der Stallknecht, Peter, der Senn, nebst dem Schweinehirten und den beiden Mägden Izabeth und Claudine das übrige Gesinde ausmachten. Die erstgenannte der beiden weiblichen Dienstboten scheint ihrer Herrschaft Verlegenheiten bereitet zu haben, denn Ende 1538 hatte sie der «Meister» mit ihrem Kinde «heimzufertigen». Zurkindens Stellung war mehr die eines Schaffners als eines Oberamtmannes. Wohl muß er etwa mit dem Grafen von Greyerz wegen der Pfarrei Burtigny verhandeln und dem Prädikanten von Gingins, Claude Bernoino, den Unterhalt verschaffen für ein daselbst versehenes Provisoriat, aber abgesehen von diesen Geschäften und Verhandlungen mit Genf «wegen des Handels von Senarclens und Peraulx und wegen der Erkenntnis von Mésery», sind es meist Geschäfte administrativer Natur, die an ihn herantreten. Stark in Anspruch nimmt ihn die Versorgung der Klosterleute. Er läßt den Hausrat des Abtes aus dem Hause des Klosters in Genf herbeischaffen und dem Eigentümer einhändigen, zahlt den Mönchen, unter denen ein Chauvet und ein Griliet genannt werden, ihre Pensionen aus und sorgt auch für das in Gingins untergebrachte «Armkind», dessen Unterhalt früher das Kloster bestritten hatte. Der Zustand der Gebäude und ihre neue Bestimmung verlangt bauliche Veränderungen. Den sturzenen Helm des Kirchturmes ließ er wegnehmen und verkaufte das Material, ebenso drei Glocken. Auch wurden einige Gebäude der Abtei abgebrochen und zahlreiche Umbauten und Reparaturen vorgenommen. Geschäfte aller Art führten ihn häufig nach Genf, Divonne und Nyon. Im November 1538 finden wir ihn während einiger Zeit in Bern, von wo er mit Venner Hans Pastor und Crispin Fischer an eine Zusammenkunft der Stände Solothurn und Basel in Liestal am 26. November abgeordnet wurde. Es handelte sich um eine Vermittlung in einer Grenzstreitigkeit zwischen diesen beiden Orten, die Marche bei Schauenburg und Gempfen betreffend. Schon 1531 hatte diese Streitigkeit beinahe zum Kriege zwischen Basel und Solothurn geführt, dessen Aus-

bruch Bern nur mit Mühe verhinderte. Sieben Jahre später drohte von neuem ein Konflikt wegen eines 1531 nicht erledigten Punktes. Es gelang aber den bernischen Gesandten zu vermitteln, und Nikolaus Zurkinden wurde beauftragt, die Bestimmungen dieser Vermittlung dem Spruchbrief von 1531 beizufügen¹⁾. Noch ein zweites Mal ritt er mit fünf Begleitern nach Bern, wahrscheinlich um der Ämterbesetzung auf Ostern 1539 beizuwohnen. Im selben Jahre, wie auch im ersten seiner Amtsperiode, erhielt er den Besuch seiner Vorgesetzten. War auch seine Wirksamkeit in Bonmont keineswegs reich an wichtigen Begebenheiten, so bot sie ihm doch Gelegenheit, nicht nur in die Einzelheiten einer Verwaltung sich einzuleben, sondern die Verhältnisse der neuerworbenen welschen Lande kennen zu lernen. Größer noch war der innere Gewinn, den ihm, bei seinen häufigen Besuchen in Genf, der Verkehr mit Calvin brachte. Von seiner Vogtei nach Bern zurückgekehrt, fand Zurkinden häufig Verwendung zu Missionen amtlicher Natur. Am 9. April 1540 wurde er mit Ludwig Ammann in die Waadt abgeordnet, um die Einkünfte und Grenzen der Pfarreien festzustellen²⁾, und Ende Mai verreiste er mit dem Nämlichen zur Besichtigung der Eisenlager am Lac de Joux³⁾. Am 29. September werden die Beiden beauftragt, über den Wert und das Einkommen zweier Kapellen zu Colombier und Vuillerens Erhebungen anzustellen, welche der Herr von Montfort, dessen Vorfahren diese Gotteshäuser gestiftet hatten, an sich zu ziehen gedachte, als Gegenwert für 2000 Gulden, die Bern ihm schuldete. 1541 am 17. Januar und am 16. Februar nimmt er als bernischer Gesandter an einer Verhandlung mit Freiburg an der Sensebrücke teil und vertritt am 28. März seine Obrigkeit an einer Tagung in Baden. Als am 7. Juli 1544 die Gesandten von Bern und Freiburg in Biel zusammentraten, um die Grenzen zwischen ihren, dem Herzoge von Savoyen entrissenen Territorien festzustellen, verkündeten

¹⁾ Eidg. Absch. IV 1 c. 1039. — ²⁾ Ruchat, Histoire de la Reformation 2. Aufl. IV 478. — ³⁾ Haller, Bern in seinen Ratsmanualen II 441.

Peter Fruyo, der Stadtschreiber von Freiburg, und Nikolaus Zurkinden die Verhandlungen¹⁾.

Im Herbst 1544 erhielt er die Vogtei Nyon und am 1. Oktober trat er sein Amt an²⁾. Die noch erhaltenen Rechnungen, die er seiner Obrigkeit vorzulegen hatte, geben ein ausführliches Bild seiner Tätigkeit, die indes keine andere war, als die irgend eines andern welschbernischen Oberamtmanns. Jedenfalls war sie keine leichte, schon der häufigen Kriminalfälle wegen, die er als Vogt im Namen seiner Obrigkeit zu untersuchen hatte. Er mußte mehrere Todesurteile vollziehen, worunter zwei, die auf Feuertod lauteten³⁾. Gerne würde man wissen, wie er hierüber dachte. Wiederholt sprach er Bußen aus, wegen Besuchs der Messe. Es kam vor, daß Leute aus seiner Vogtei bis nach St. Claude pilgerten, um daselbst ihrem Bedürfnis, den katholischen Kultus zu begehen, Genüge zu tun. Während seiner Amtsperiode wurde die Gegend durch eine Pestepidemie heimgesucht. Häufig wird ihm das Auffinden von Leichnamen unbekannter Personen gemeldet. Um der Armut zu steuern, werden in jeder Kirchgemeinde des Sonntags Almosen ausgeteilt. Wie schon früher, so wurde er auch während seiner Anwesenheit in Nyon häufig zu Gesandtschaften verwendet. 1545 im Dezember verreiste er im Auftrag seiner Obrigkeit nach Genf, das mit Bern wegen der Herrschaft Jussy in Streit geraten war, nachdem er kurz vorher daselbst mit den Kaufleuten des Safranzolls wegen abgerechnet hatte⁴⁾. Im Sommer desselben Jahres hatte er den Auftrag erhalten, mit Rudolf von Diesbach und Seckelmeister Michael Augsburger vor dem dortigen Rate wegen Kriegsrüstungen zu beraten; war doch die Kunde nach Bern gelangt, daß 3000 Spanier von Piemont her Genf zu überfallen drohten. Auch in

¹⁾ E A, 1 d. 406. — ²⁾ Vogteirechnung von Nyon (1545—1547). Staatsarchiv Lausanne. — ³⁾ Die Delinquenten sind Damian Jordan und seine Frau Pernetta Dumuys. Zur Vollziehung des Todesurteils bedurfte es «280 Wedelen und 8 Eich- und Buchin Trämmelspälten». — ⁴⁾ E A, 1 d. 573.

Nyon traf man Vorbereitungen, um einem Überfall zu begegnen. 1546 im Sommer war seine Lage womöglich noch gefährdeter, denn nun war es die nahe burgundische Grenze, von welcher her durch herumschwärmende, spanische Reiterabteilungen Gefahr drohte. Nicht unbedenklich war für ihn, wie für seine Amtsgenossen in der Waadt und den Landschaften Gex und Chablais, der ihnen von der Obrigkeit zu teil gewordene Auftrag, die dem Kaiser gegen die schmalkaldische Union zu Hülfe ziehenden Söldner nicht passieren zu lassen. Nach einem kurzen Aufenthalt in Bern, verreiste er am 18. November 1545 an einen Rechtstag nach Zofingen, in Begleitung Hans Rudolfs von Erlach, zur Erneuerung des Burgrechtes ¹⁾, und Ende Oktober 1546 unterhandelt er mit dem Rate von Genf wegen der Herrschaften Crans und Céligny. Auf seinen Reisen nach dem nahen Genf fand er Zeit, seinen Freund Calvin aufzusuchen, der in seiner Korrespondenz diese ihm stets erwünschten Besuche öfters erwähnt. Dafür war Zurkindens landvögtlicher Sitz in Nyon häufig der Ort, wo Calvin und seine Freunde von Lausanne zusammentrafen. Weit- aus am meisten beschäftigte ihn die Verwaltung der zur Vogtei gehörenden Güter, unter welchen die Rebberge schon damals ein so großes Areal einnahmen, daß schlechte Weinjahre, wie das von 1544, das Ergebnis der landvögtlichen Rechnung stark beeinflußten. Unter Arbeiten baulicher Art, vorgenommen am landvögtlichen Schlosse, seien zwei von sehr ungleicher Natur genannt, die Ausschmückung der oberen Kammer durch Einsetzen bunter Gläser in die Fenster, und die Anbringung eines Aufzuges, um die Gefangenen in ihr Verließ hinunterzulassen. Noch während seines Aufenthaltes in Nyon unternahm Zurkinden, laut einem vom 2. Februar 1547 datierten Briefe an Eberhard von Rüm- lang, Schritte, die Stelle eines Gerichtsschreibers, die er schon anfangs der dreißiger Jahre inne hatte, wieder zu erlangen. An Gönnern fehlte es ihm nicht, unter welchen er besonders auf den ihm befreundeten Seckelmeister Michael Augsburger zählen

¹⁾ E A. IV 1 d. 1083.

durfte¹⁾. Doch hatte seine Obrigkeit für ihn einen noch wichtigeren Posten bereit, melden doch die Ratsmanuale vom 13. April 1547, daß er an Stelle Eberhards von Rümlang²⁾ zum Deutschseckelschreiber ernannt wurde. Trotzdem blieb er, wie ein Brief an Calvin vom 20. Juni beweist, bis tief in den Sommer hinein auf seiner Vogtei. In seiner neuen Stellung, die man heute die eines Finanzsekretärs nennen würde, hatte er Gelegenheit, so eingehend sich mit der bernischen Staatsverwaltung bekannt zu machen, wie kein anderes Amt es ihm ermöglicht haben würde, kam aber wenig dazu, nach außen hervorzutreten. Von andern Arbeiten, die ihm übertragen wurden, sei die Revision des Stadtrechtes von Nidau von 1548 genannt. Gerne verwenden ihn seine Oberen für Geschäfte, deren korrekte Behandlung eine gründliche Kenntniss des Französischen erforderte. So erhält er den Auftrag, die Akten der welschen Synode vom 22.—23. März 1549 ins Deutsche zu übersetzen³⁾, und bald darauf wird er mit der Aufgabe betraut, «das Kanzelbüchli und den Kinderbericht in französisch zu verdolmetschen»⁴⁾. Am 28. Januar 1551 erfolgte seine Ernennung zum Welschseckelmeister und Generalkommissär der seit 1536 bernisch gewordenen Waadt und der Landschaften Gex und Chablais, als Nachfolger des kurz vorher verstorbenen Hans Lando⁵⁾. Als solcher hatte er die Lehen und Einkünfte dieser Gebiete zu verwalten, ein Amt, das einen tüchtigen Finanzmann erforderte. Die folgenden Jahre waren die unruhigsten seines Lebens wegen der vielen Reisen, die er in seine Verwaltungsbezirke unternehmen mußte. 1551 vertritt er für neun Tage nach Breisach wegen des Lehens in Colmar, das, früher der Abtei Payerne gehörig, an Bern übergegangen war⁶⁾. Die nämliche Angelegenheit führte ihn im folgenden Jahre nach Basel. Als Abgeordneten an die Appellaz finden wir ihn 1552 und 1553 in der Waadt, und 1558 hält er sich in Kommissariatsgeschäften in Corsier und

1) Konventsarchiv, Briefe II, 19. Staatsarchiv Bern. — 2) R M 300/143. — 3) Welschseckelmeisterrechnung 1549/50. Staatsarchiv Bern. — 4) Ibid. 1550/51. — 5) R M 315/141. — 6) Welschseckelmeisterrechnung 1550/51.

Moudon auf¹⁾. Eine gewaltige Arbeit bereitete ihm die Herstellung von Auszugsbüchern oder Urbarien für die neuerworbenen Gebiete²⁾. Doch betraute ihn seine Obrigkeit noch mit andern Aufträgen. Am 3. März 1550 beteiligte er sich in Bern an einer Konferenz der Stände Bern, Freiburg, Solothurn, wegen thurgauischer Angelegenheiten³⁾, und am 12. Dezember 1553 führt ihn die nämliche Sache nach Freiburg, als Schreiber der genannten Stände⁴⁾. Am 30. April 1554 nimmt er an der Konferenz zwischen Bern und Freiburg bei der Sensebrücke teil, in welcher durch den Entscheid des Schiedsrichters, des Bürgermeisters Krug von Basel, die Bestimmungen des für die Katholiken der von den beiden Ständen gemeinsam verwalteten Vogteien Grandson, Orbe und Echallens so verhängnisvollen Vertrages vom 5. Januar 1532, nicht nur aufrecht gehalten, sondern noch verschärft wurden⁵⁾. Einige Wochen später wird er beauftragt, den Streit beizulegen, der zwischen Bern und Genf drohte, weil der Genferpfarrer Raymond Chauvet, der in der früher auf savoyischem, nun bernischem Gebiete gelegenen Gemeinde Drailant, statt der Berner- die Genferliturgie gebraucht hatte, durch den bernischen Vogt von Thonon verhaftet worden war. Wertvolle Dienste leistete Zurkinden in den mit Freiburg gemeinsam geführten Unterhandlungen, welche der Erwerbung der Grafschaft Greyerz durch die beiden Stände vorangingen, und wenn nach Erledigung dieses Geschäftes der bernische Rat am 19. Januar 1556 ausdrücklich ihm für die gehabte Mühe und Arbeit dankte, und es als recht und billig erklärte, daß beide Stände sich zu seiner Entschädigung vereinigen sollten, so war dies eine wohl verdiente Anerkennung⁶⁾. Am 1. April 1558 hat er in Greyerz mit dem freiburgischen Stadtschreiber Gournel das Inventar der Herrschaft unterschrieben⁷⁾. Vom 9. bis 21. Juni weilte er wieder in dem alten Grafenschloß, um die

¹⁾ Welschseckelmeisterrechnung 1551/52. — ²⁾ Zurkinden stellte Auszugsbücher her für die Herrschaften Moudon, Morges, Kloster Oujonnet, Balayson, Heremance, Filly, Ivoire, Vuillerens, Chillon, Ripaille, Cudrefin, Glerolles, Oron u. a. — ³⁾ E A IV, 1 e 232. — ⁴⁾ Ibid. 872. — ⁵⁾ Ibid. 913. — ⁶⁾ Deutschmissivbuch C. C. 126. Staatsarchiv Bern. — ⁷⁾ E A IV 1 e 1171.

Schatzungen vorzunehmen. In derselben Angelegenheit nimmt er am 1. Juli mit Hans Jakob von Wattenwil und Michael Ausburger an einer Konferenz in Freiburg teil¹⁾, und als vom 16. August bis zum 9. Oktober die beiden Stände mit einander zur Bestimmung des beidseitigen Anteils an dem Kaufpreis der Grafschaft unterhandelten, war Zurkinden Parteianwalt seiner Vaterstadt²⁾. Er hat auch den Abschied zwischen Bern und Freiburg vom 28. Oktober 1555 unterzeichnet, nach dem die Grafschaft um 85,000 Kronen an die beiden Stände überging, und zwar so, daß Bern um 38,333 Kronen das Land oberhalb der Bocken erhielt, während Freiburg um zwei Drittel der Kaufsumme den übrigen Teil dieses Gebietes erwarb³⁾. War es hier Zurkinden vergönnt, in einer Aktion mitzuwirken, welche die letzte größere Gebietserwerbung für Bern zur Folge hatte, so wurde er bald darauf mit einer anderen Aufgabe betraut, deren Ausführung ihm, als einem treuen Sohne Berns, äußerst schmerzlich sein mußte⁴⁾, und über deren Schwierigkeit er sich in seiner Korrespondenz mit Beza des öftern auseinandergesetzt hat.

1553 war Herzog Karl III. von Savoyen, welchem Bern 1536 die Waadt, Gex und Chablais entrissen hatte, gestorben. Sein Sohn, Emanuel Philibert, der Sieger von St. Quentin, eine der ersten Feldherrn seiner Zeit, war durch den Frieden von Cateau Cambrésis Gebieter eines Reiches geworden, das von der Saône bis an die Sesia und das Mittelländische Meer reichte. Noch war dieser Friede nicht unterzeichnet, als schon der junge Fürst von Bern die Zurückgabe der 1536 eroberten Gebiete verlangte. Zuerst wies Bern jedes derartige Ansinnen energisch von sich, aber von den übrigen eidgenössischen Orten sich verlassen sehend, mußte es schließlich doch auf die Restitutionsfrage eintreten. Die erste Konferenz zwischen Bern und Savoyen, an der auch Zurkinden sich beteiligte, wurde am 18. November 1560 in

¹⁾ E A IV 1 e 1276. — ²⁾ Ibid. 1297. — ³⁾ Ibid. 1360. — ⁴⁾ W. Oechsli, Der Lausannervertrag von 1564. Politisches Jahrbuch der Schweiz, Bd. 13.

Neuenburg eröffnet¹⁾. Zur zweiten Behandlung traten die Parteien, ebenfalls in Neuenburg, am 11. Februar 1561 zusammen. Die bernischen Abgeordneten Nikolaus von Diesbach, Anton Tillier, Wolfgang von Weingarten, Ambros Imhof, Hans Steiger und Nikolaus Zurkinden erreichten durch ihre feste Haltung, daß der Entscheid in dieser Frage einem Schiedsgericht übertragen wurde, das, ohne Herbeiziehung der fremden Mächte, einzig aus Abgeordneten der eidgenössischen Orte zusammengesetzt werden sollte²⁾. Zurkinden besorgte die deutsche Redaktion dieses wichtigen Abschiedes. Am 18. Mai 1561 kamen die Schiedsrichter mit den Vertretern der Parteien in Basel zusammen. Die bernischen Gesandten, unter ihnen Zurkinden, traten auch dieses Mal den Ansprüchen Savoyens entgegen und zeigten keine Geneigtheit, auf den Vorschlag der Schiedsrichter einzutreten, wonach Bern dem Herzog von Savoyen die Landschaften Gex und Chablais, mit Chillon, Villeneuve, Vevey zurückerstatten sollte³⁾. In Bern hielten sowohl Volk, wie Regierung, es für unmöglich, mehreres einzugestehen, als höchstens die Zurückgabe der am Südufer des Genfersees gelegenen Gebiete des Chablais, eine Konzession, die Emanuel Philibert, als ungenügend, weit von der Hand wies. Ende August fanden sich die bernischen Gesandten, unter ihnen Zurkinden, abermals in Basel ein, freilich ohne einen etwas abgeänderten Antrag der Schiedsrichter annehmen zu können, nach welchen Bern außer den übrigen schon genannten Gebieten, statt des Uferstriches La Vaux, die Vogtei Nyon hätte abtreten sollen. Es schien, als seien alle Vermittlungsversuche gescheitert und als müsse das Schwert entscheiden. Der an einer Zusammenkunft in Nyon von 1.—3. Dezember 1562 zwischen den beiden Staaten, unter Mitwirkung Zurkindens, abgeschlossene Waffenstillstand gab indeß wieder Hoffnung auf eine friedlichere Lösung des Konfliktes⁴⁾. Bei den Verhandlungen in Basel, zu

¹⁾ Welschseckelmeisterrechnungen 1560/1561. — ²⁾ E A IV 2 d. 165.

— ³⁾ Buisson, Vie de Sebastien Castellion II, Anhang, Brief Zurkindens vom 18. Februar 1561. — ⁴⁾ E A 2 d. 236.

denen die Parteien, wie die Schiedsrichter, Ende April 1563 zusammentraten, war Zurkinden ebenfalls zugegen, und wurde durch sie volle 3 Wochen an dem Konferenzort festgehalten. Wiederum verharren die bernischen Gesandten in ihrer Unnachgiebigkeit, die von ihren Mandatären durchaus gebilligt wurde¹⁾. Die Antwort, die Schultheiß Hans Steiger und Seckelmeister Hieronymus Manuel den Schiedsorten an der im August in Baden versammelten Tagsatzung gaben, lautete dahin, daß Bern höchstens die südlich des Genfersees gelegenen Gebiete zurückerstatten könne, und diese nur unter der Bedingung, daß Savoyen Genf in Ruhe lasse und dass an dem Religionszustand der nun seit 30 Jahren protestantischen Bevölkerung nichts geändert werde. Endlich näherten sich die beiden Staaten soweit, daß die Gebietsfrage erledigt werden konnte. Es blieb noch übrig, die Religionsangelegenheit ins Reine zu bringen. 1564, am 1. Mai, kamen die savoyischen Gesandten mit einer bernischen Delegation, an der auch Zurkinden teilnahm, in Nyon zusammen²⁾. Nach zwölf tägiger Beratung erlangte Bern vom Herzog die verlangten Garantien, daß die Bewohner der restituierten Gebiete «inn Uebung irer vorgemellten Religion fürfaren mögend». Die vom 13. Juni bis zum 11. Juli veranstaltete Volksanfrage ergab eine schwache Mehrheit für die Konvention von Nyon, der auch der Rat der 200 am 18. Juli beitrug. Am 30. Oktober kam endlich der denkwürdige Vertrag von Lausanne zum Abschluss, nach welchem Bern die beiden Vogteien am Südufer des Genfersees, Thonon und Ternier, nebst dem Kloster Ripaille und der Landschaft Gex, dem Herzog von Savoyen wieder zurückerstattete, wogegen dieser auf den ferneren Besitz der Waadt für alle Zeiten verzichtete und Bern als Herrn dieses Landes förmlich anerkannte.

Hatte Zurkinden an dem Zustandekommen dieses Vertrages nicht geringen Anteil, so wurde er auch zu dessen Durchführung

¹⁾ Welschseckelmeisterrechnungen 1562/1563. — ²⁾ Ibid. 1563/1564.

herbeigezogen, die sich noch einige Jahre hinauszog und im Mai 1570 ihr Ende fand.

Wohl um dieser peinlichen, schwierigen Geschäfte willen, welche die Restitution der genannten Gebiete verlangte, und die niemand besser kannte als er, nahm Zurkinden 1566 das Generalkommissariat wieder auf seine Schultern, das er einige Jahre vorher niedergelegt hatte, um eines der wichtigsten Aemter anzutreten, das seine Vaterstadt zu vergeben hatte. Es war das Amt eines Stadtschreibers. Seit 1525 bekleidete der von Freiburg nach Bern übergesiedelte Peter Cyro diese Würde¹⁾. Ende der fünfziger Jahre aber machten ihm Altersbeschwerden die Ausübung dieses arbeitsreichen und völlige körperliche, sowie geistige Frische verlangenden Amtes, unmöglich. Schon am 10. Mai 1560 wurde der ihm nahestehende Zurkinden beauftragt, stellvertretungsweise die Arbeit des Stadtschreibers zu übernehmen. Seine definitive Wahl erfolgte am 13. April 1561²⁾. Als solcher hatte er die Verhandlungen des täglichen Rates, sowie der Zweihundert zu protokollieren und die Korrespondenz seiner Obrigkeit mit ihren Amtleuten, den eidgenössischen Ständen, sowie den äusseren Mächten zu leiten. Die von ihm geführten Ratsmanuale und die amtlichen Schreiben, die aus seiner Kanzlei hervorgingen, sind ein bleibendes Denkmal seiner ausgezeichneten Fähigkeiten, die ihn wie keinen Zweiten zu dieser Stel-

¹⁾ Peter Cyro nahm in seiner neuen Heimat bald eine einflußreiche Stellung ein. 1525 wird er Mitglied des Großen Rates, 1528 nimmt er als einer der vier Schreiber an der Bernerdisputation teil, wurde zu zahlreichen wichtigen Missionen verwendet und starb 1564 an der Pest. Er war dreimal verheiratet. Seine Kinder stammten von seiner ersten Gattin ab, von welchen zwei Söhne, Jakob und Josef, den Namen weiterpflanzten. Peters zweite Gattin war Katharina Zumbach, kop. 22. Jan. 1545, seine dritte Margaretha Schwinkhart, kop. 26. Sept. 1553. — ²⁾ B. Haller, Bern, in seinen Ratsmanualen II, 152. Ibid. 153 und 154. «1563 Nov. 28. Mh. Gfatter Stattschryber Zurkinden sin besoldung jarlich gebessert, an dinkel 10 Mütt, und um ein Landtvass mit win, das wöllend im Mh. jährlich zum gutten Jar lassen werden».

lung geeignet machten. Als er 1565 dieses Amt niederlegte, um das Generalkommissariat aufs neue zu übernehmen, fand er einen würdigen Nachfolger in seinem hochbegabten und tüchtigen ältesten Sohne Samuel. Die Administrationsgeschäfte, denen er sich nun ausschließlich widmete, lassen ihn nach außen wenig hervortreten, und sein Name erscheint nicht mehr so häufig wie zuvor in den Ratsmanualen und Korrespondenzen seiner Obrigkeit. Gewisse Anzeichen lassen darauf schliessen, daß er seine gründliche Kenntnis der bernischen Archive, als Chronikschreiber zu verwerten sich anschickte, oder daß wenigstens seine Obrigkeit daran dachte, ihm eine derartige Arbeit zu übertragen. Als 1571 zwei Historiker aus Turin nach Bern kamen, um das Archiv nach Material zu einer savoyischen Geschichte zu durchforschen, wurden sie vom Rate an Zurkinden gewiesen, der beauftragt worden war, ihnen in allem behilflich zu sein¹⁾. Am 1. August desselben Jahres erteilte ihm, wie die Ratsmanualen berichten, seine Obrigkeit die Weisung, «daß er uß den Kantzlybüchern, was Chronewürdig sye, uszüche und für Rath bringe». Niemand kam damals in Bern an Erfahrung, Bildung, schriftstellerischer Befähigung und hoher Objektivität ihm gleich, Eigenschaften, die ihn in vorzüglicher Weise befähigt hätten, das Werk Anselms fortzusetzen. Leider ist er nicht dazu gekommen, der Geschichtsschreiber seiner Zeit zu werden. Immerhin ist es nicht unmöglich, daß später der Berner Chronist Michael Stettler, das von Zurkinden gesammelte Material verwertet hat. Am 11. April 1572 legte er sein Amt als Kommissar aus Altersrücksichten nieder und zog sich gänzlich in die Stille des Privatlebens zurück. Dagegen behielt er seinen Sitz im großen Rate bis an sein Lebensende bei, das allerdings länger auf sich warten ließ, als der zwar noch geistesfrische, aber lebenssatt und arbeitsmüde Greis hoffte.

¹⁾ Tillier, Geschichte Berns III, 434.

III. Kapitel.

Zurkindens Korrespondenz von 1530 bis 1587.

So achtungswert und erfolgreich die politische und staatswirtschaftliche Tätigkeit des Stadtschreibers und Generalkommissärs Nikolaus Zurkinden dasteht, würden doch diese Qualifikationen keineswegs hinreichen, die Herausgabe seiner Lebensbeschreibung zu rechtfertigen.

Seine Privatkorrespondenz ist es, welche die Eigenart dieses Mannes offenbart, die groß und schön genug ist, noch nach Jahrhunderten den modernen Menschen anzuziehen und zu beschäftigen. Zwar ist nur ein kleiner Teil seiner Briefe erhalten geblieben. Aus der Zeit vor 1530 ist überhaupt kein Brief Zurkindens vorhanden. Sein Schreiben an Bucer vom 21. Dezember 1530 ist das erste, und ein Billet an Abraham Muskulus vom Jahre 1587 das letzte Dokument aus einer regen, mehr als fünfzig Jahre umfassenden Korrespondenz, von der nur noch ein Hundert Briefe vorliegen. Sie verteilen sich keineswegs gleichmäßig über den ganzen Zeitraum. So ist aus den Jahren 1530—1550 nur Weniges vorhanden, während über den Zeitraum von 1550—1570 eine auffallend große Zahl seiner brieflichen Mitteilungen erhalten geblieben sind. Weitaus die meisten sind in lateinischer Sprache verfaßt, welche Zurkinden vollkommen beherrschte. Wenn in dieser Darstellung die Zitate aus seiner Korrespondenz in deutscher Übersetzung wiedergegeben werden, so geschieht dies in der Absicht, diese Äußerungen eines edlen Geistes möglichst Vielen zugänglich zu machen. Ihr Wert ist, abgesehen von der Persönlichkeit des Schreibenden, die sich hier bis in die innersten Tiefen offenbart, ein zweifacher. Sie enthalten eine Fülle von Äußerungen über Personen und Ereignisse eines Zeitalters, das mehr als manches andere den Menschen der Gegenwart zu fesseln vermag, und gewähren einen überraschenden Einblick in eine Denkweise, die sich mit der modernen in mehr als einer Hinsicht nahe berührt. Das vorliegende Kapitel sucht ein Bild zu geben

von der lebendigen Teilnahme, mit der Zurkinden den Wandlungen seiner Zeit folgte, die ihm Erfüllungen und Enttäuschungen brachte, und zwar des Letzteren mehr als des Ersten.

Es war wohl bei Anlaß der großen Disputation von 1528, daß Zurkinden mit Martin Bucer aus Straßburg Bekanntschaft schloß, oder eine bereits bestehende erneuerte. Als am 20. Oktober 1530 in Neuenburg, und im Dezember im benachbarten Neuenstadt infolge der energischen Intervention Berns die Reformation durchgedrungen war, wenn auch nur mit großer Mühe und, wenigstens am ersteren Orte, unter revolutionären Erscheinungen, schrieb am 21. Dezember 1530 Zurkinden dem Reformator von Straßburg frohlockend¹⁾: « Wir nehmen hier wahr, wie von Tag zu Tag das Evangelium fortschreitet, und die Papisten, wenn auch nicht geradezu verzweifeln, doch immer kleinmütiger werden. Sie hofften immer noch, daß die Ankunft des Kaisers unsere Sache zunichte machen würde²⁾. Nun aber ist es, Gott sei Dank, anders gegangen, und zwei an unser Gebiet stoßende Städte, Neuenstadt, dem Bischof von Basel, und Neuenburg, dem Herzog von Longueville gehörend, sind zu uns übergegangen. So steht es mit der Autorität Karls in Glaubenssachen und dem Ansehen des Reichstags von Augsburg!» Wie eifrig schon damals der junge Zurkinden die Sache der Reformation verfocht, beweist seine Teilnahme für die Anhänger dieser Bewegung, welche um ihrer Stellung willen bedrängt wurden. Dahin gehörten jene Freiburger, die wegen ihrer Hinneigung zur Reformation ihre Vaterstadt verlassen mußten. Es sind der Kantor Johannes Wannenmacher, der Dekan Johannes Hollard und der Organist zu St. Nikolaus, Hans Kotther, die gefangen gesetzt, zwar auf Berns Verwendung hin freigelassen, aber als

¹⁾ Script. Eccles. Argent. IX, 294. Staatsarchiv Zürich. — ²⁾ Karl V. war, von Italien nach Deutschland zurückgekehrt, am 15. Juni in Augsburg eingetroffen, wo der Reichstag am 20. Juni eröffnet und am 19. November 1530 geschlossen wurde. Der Abschied erklärte die reformatorischen Lehren für reichsungesetzlich und bedrohte die Anhänger der neuen Bewegung mit der Reichsacht.

«meinidig lüt» aus dem Lande verwiesen wurden. Bern nahm diese Flüchtlinge auf¹⁾. Da sich für Kotther keine Verwendung fand, versuchte man es, ihm in Straßburg eine Stelle zu verschaffen. Der Rat versah ihn mit einem Empfehlungsschreiben, dem Zurkinden jenen Brief an Bucer beifügte, welchem obige Nachrichten über den Fortschritt der Reformation in Berns Nachbarschaft entnommen sind. Zurkinden schreibt seinem vielvermögenden Freunde: «Der Überbringer dieses Briefes, Johannes Kotther aus Freiburg, war daselbst Organist, mußte aber dieser Tage mit zwei Brüdern diese Stadt verlassen. Musikalisch bis in die Fingerspitzen, ist er überdies ein aufrichtiger Mensch, und verdient, dir empfohlen zu werden.»

Daß Zurkinden auch mit Ulrich Zwingli in persönlichem Verkehr stand, beweist sein Brief an den Reformator vom 1. Januar 1531, in welchem er ihn ersucht, sich eines jungen Berners aus guter Familie anzunehmen²⁾. «Johann von Weingarten, einer unserer Venner, ist kürzlich gestorben³⁾ und hinterließ drei Söhne in sehr günstigen Vermögensverhältnissen, wenn dies überhaupt als eine Gunst betrachtet werden kann. Wären sie nur ebenso reichlich mit Bildung und Wissenschaft ausgerüstet! Dazu wäre der jüngste unter ihnen mit Leichtigkeit befähigt, dank seiner geistigen Begabung, wenn er nicht — was die Freunde zu verhindern wünschen — von seiner Mutter verwöhnt würde, die dem Leichtsinne des Sohnes nur allzusehr Spielraum

1) Über Wannenmacher und Kotther siehe die beiden Artikel von Dr. A. Flury in der Sammlung Bernischer Biographien, Band III. Auch mit Wannenmacher stand Zurkinden in freundlichen Beziehungen, und nahm ihn mit dem ebenfalls aus Freiburg stammenden Stadtschreiber Peter Cyro zum Paten seiner am 29. Juni 1534 getauften Tochter Sara. — 2) Veröffentlicht in Opera Zwinglii edit. von Schuler, Band VIII 569. — 3) Hans von Weingarten, Bruder des mit Ursula Zurkinden verheirateten, 1513 vor Navarra gefallenen Bendicht von W., wurde 1512 der Burgeren, 1506 Vogt von Erlach, 1511 Hauptmann der Berner im Mailänderzuge, 1512 Gubernator von Aelen, 1516 Venner zu Pfistern, 1521—1530 Vogt des unteren Spitals, und starb am 5. August 1530 an der Pest. Er war in zweiter Ehe mit Barbara Thormann verheiratet.

gewährt¹⁾. Auf meinen Rat hin wurde beschlossen, ihn der Mutter wegzunehmen und aus diesem unfruchtbaren Boden nach Zürich, oder anderswohin zu versetzen, wo sich Gelegenheit böte, ihn in der lateinischen Sprache zu unterrichten. Ich riet den Beteiligten vor allem Zürich an, das ich Basel vorziehe, das, wie ich glaube, zu Liederlichkeit und Schwelgerei nur allzureichlich Gelegenheit bietet. Es würde nun deine Aufgabe sein, gemäß deiner Geschicklichkeit und Dienstbefissenheit, wenn es sich um Förderung von Talenten handelt, dem Jüngling einen Praeceptor zu suchen, der für seine Arbeit und die Auslagen reichlich entschädigt werden könnte. Rhellican²⁾ hätte den jungen Menschen gerne zum Schüler angenommen, aber ich riet ab, da ich weiß, daß der Einfluß der Mutter auf den Geist des Sohnes mehr schadet, als der noch so große Eifer des Lehrers wieder gut machen könnte.» In einem Nachwort unterläßt Zurkinden nicht, den Reformator darauf hinzuweisen, daß er sich durch diesen Dienst die einflußreiche, evangelisch gesinnte Familie von Weingarten für immer verpflichten würde. Die Anrede dieses Briefes läßt deutlich erkennen, wie hoch Zurkinden den Reformator stellte, nennt er ihn doch den untadeligen, gelehrten Wortführer Christi und des Evangeliums und seinen ausgezeichneten, verehrungswürdigen Freund. Daß ihn auch persönliche Bekanntschaft mit dem Reformator verband, darf als sicher angenommen werden.

Bald nach dem Tode Zwinglis tritt kein geringerer als Calvin in den Freundeskreis Zurkindens. Wo haben sich die beiden so Ungleichartigen kennen und lieben gelernt? Der erste Brief Zurkindens an Calvin vom 31. März 1538, läßt durch seine ganze Haltung erkennen, daß ihre Freundschaft noch nicht von

¹⁾ Georg von Weingarten wurde 1540 der Burgeren, 1542 des großen Rates, 1543 Vogt zu Thonon, 1554 Gubernator zu Aelen. Er starb um 1558 und hinterließ von seiner Gattin Anna Willading vier Söhne und drei Töchter. — ²⁾ Georg Müller von Rhellikon im Kanton Zürich, seit 1528 Lehrer des Griechischen in Bern, seit 1538 Lehrer an der Theologenschule in Zürich, 1541 Pfarrer in Biel, wo er 1542 starb.

langer Dauer ist. Calvin war im Juli 1536 in Genf eingetroffen und lebte daselbst, während der ersten Monate nach außen wenig hervortretend, als stiller Gelehrter. Das erste Mal, da er die Blicke weiterer Kreise auf sich zog, war an der Synode vom 14. Mai 1537 in Lausanne, als er sich erfolgreich gegen die Anklage des damaligen ersten Pfarrers von Lausanne und spätern Convertiten Peter Caroli verteidigte, der ihn öffentlich der Leugnung der Trinität beschuldigt hatte. Und nun erscheint unter den bernischen Gesandten an dieser Versammlung Nikolaus Zurkinden, der wohl zum ersten Male mit dem späteren Reformator zusammentraf. Wenn man weiß, daß Zurkinden zeitlebens eine ausgesprochene Sympathie für die empfand, auf denen die damals so gefährliche Anklage der Haeresie lastete, so liegt nahe, anzunehmen, daß gerade bei jenem Anlaß zwischen dem bernischen Vorkämpfer der Toleranz und dem angeblichen Arianer Calvin der Freundschaftsbund geschlossen wurde, der, obwohl auf harte Proben gestellt, bis zum Tode des Reformators währte. Der erste Brief Zurkindens an Calvin ist von Bonmont aus vom 31. März 1538 datiert¹⁾. Er verdankt seinem innig geliebten Freunde dessen Brief, hätte aber lieber ihn selber in Bonmont begrüßt, sofern er dieser Ehre würdig, und spricht die Hoffnung aus, es werde bald dazu kommen. Die von Calvin ihm übersandten Bücher hat er erhalten, konnte aber vom Überbringer den Preis nicht erfahren, den er beim nächsten Zusammentreffen begleichen wird. Hierauf kommt er auf den Zwiespalt zu reden, der zwischen Genf und Bern entstanden war, weil Calvin sich weigerte, seine Kirche nach den in Bern geltenden Bestimmungen einzurichten. So feierte man in Genf die auf einen Wochentag fallenden Feiertage, wie Weihnachten, aus biblisch puristischen Gründen nicht, bediente sich weder der Taufsteine, noch beim Abendmahl der Oblaten, wie dies in Bern Übung war. Bern wünschte diese Konformität dringend, damit die, auch die eben erworbene Waadt umfassende Kirche Berns, mit derjenigen

¹⁾ Herminjard, Correspondence des Reformateurs IV, 406.

Genfs geeinigt dastünde. Calvin dagegen zeigte wenig Geneigtheit, den Wunsch der Berner zu erfüllen, nicht nur, weil seine Gegner in Genf dies verlangten, sondern weil er es für unchristlich fand, daß eine weltliche Obrigkeit in so weitgehender Weise in die Angelegenheiten der Kirche sich mische. Zurkinden stand nicht etwa auf der Seite seiner Obrigkeit, sondern billigte die Haltung Calvins durchaus. Er findet, in Bern nehme man es mit rituellen Nebendingen ernster als mit der Heiligkeit des Lebenswandels. Daß man die Genfer um dieser Kleinigkeiten willen bedränge, mißbilligte er umsomehr, als man Zürich in seinen Besonderheiten, wie in der sitzenden Kommunion und dem Ave Marialäuten, unangefochten lasse. Er beklagt es, daß man in so leidenschaftlicher Weise Partei nehme, statt sich auf einen sachlichen Boden zu stellen, und schreibt das Vorgehen seiner Obrigkeit verletzter Eitelkeit zu, die nicht imstande sei, die Sonderinteressen der Ehre Gottes unterzuordnen. Man darf sich vorstellen, wie pessimistisch Zurkinden die bald darauf erfolgte Vertreibung Calvins aus Genf beurteilte. Die Beziehungen zwischen Beiden dauerten fort, wenn auch aus den nächsten Jahren keine Briefe Zurkindens an Calvin erhalten sind. Nach der Rückkehr Calvins nach Genf wurde ihr persönlicher Verkehr durch den Aufenthalt Zurkindens in Nyon um vieles erleichtert. Aus einem Brief vom 2. Dezember 1545 ersehen wir, daß Zurkinden in den Fall kam, dem Bruder Calvins Dienste zu leisten¹⁾. Er bittet Calvin, sein Urteil über ein Büchlein aus seiner Feder abzugeben, und stellt ihm seinen Besuch für die nächsten Tage in Aussicht. Freilich kam Zurkinden, wie er am 6. Februar 1546 schreibt, nicht dazu, seinen Besuch auszuführen²⁾. Was ihn verhinderte, waren unaufschiebbare Arbeiten, Rücksichten auf seine erschütterte Gesundheit und «verdächtige Menschen». Doch wird er sein möglichstes tun, Calvin in der nächsten Zeit sprechen zu können. Er hätte Vieles und Wichtiges auf dem Herzen. Gerade in jenen Tagen hatte Calvin den Kampf gegen die altgenferische Opposition aufgenommen.

¹⁾ Opera Calvini, edit. Brunsvig XII, 222. — ²⁾ Ibid. 269.

Pierre Ameaux, ein angesehener Mann, war wegen seiner in Freundeskreis ausgesprochenen, abfälligen Kritik Calvins und seiner Anhänger denunziert und in Haft gesetzt worden. Es ist wohl möglich, ja wahrscheinlich, daß das schroffe Vorgehen gegen diesen Mann den maßvollen Zurkinden sorgenvoll stimmte. Bald darauf wurden die Pfarrer von Moyn und Jussy, Aimé Megret und Henri de la Mare wegen ihrer Opposition gegen den Reformator abgesetzt. Ameaux war am 8. April verurteilt worden, auf offener Straße kniefällig unter den demütigendsten Ausdrücken Gott und Calvin um Verzeihung zu bitten, worauf er aller seiner Ämter entsetzt wurde. Hierauf schreibt Zurkinden am 17. April seinem Freunde¹⁾: «Mit großer Betrübniß erfahre ich, daß bei euch Unruhen ausgebrochen sind. Wenn du mit deiner Mäßigung und Vorsicht dieser dem Staate verderblichen Sache Einhalt tun kannst, so tue es doch, damit alle wissen, daß Friedfertigkeit das Kennzeichen der Kinder Gottes ist. Deine Liebenswürdigkeit und durch christlichen Geist und Demut getränkte Gelindigkeit wird Eindruck machen und Erfolg haben.» Offenbar machte er für die Vorgänge in Genf weniger Calvin, als dessen Anhang verantwortlich. Im übrigen tat er seinem Freunde zu Gefallen, was er konnte, verwendete sich auf die Bitte Calvins für die Frau eines zum Tode Verurteilten, erfüllte auch in einem andern Gerichtshandel einen von Calvin geäußerten Wunsch und läßt ihm sagen: «Wenn ich bei meinem geringen Einflusse etwas für dich erreichen kann, so tue ich es gerne.» Ungefähr ein Jahr später traf er mit Calvin in Genf zusammen, wie dieser am 28. Mai 1547 seinem Freunde Viret mitteilt²⁾. Sie besprachen sich über eine wichtige, aber nicht näher bezeichnete Angelegenheit. Calvin redete von ungesunden Zuständen und nannte Heilmittel, mit denen sich Zurkinden einverstanden erklärte, aber deren Anwendung er für schwierig hielt. Doch versprach er, bei seiner nächsten Reise nach Bern sich in der von Calvin gewünschten Weise zu verwenden. Am 20. Juni 1547 teilt

1) Opera Calvini, XII, 329. — 2) Ibid. 531.

Zurkinden von Nyon aus seinem Freunde die Nachricht von dem für die Evangelischen so verhängnisvollen Ausgang des schmalkaldischen Kriegs mit, die er am selben Tage — auffallend spät — durch einen bernischen Ratsboten erhalten hatte¹⁾. Die Katastrophe wurde noch für größer gehalten, als sie in Wirklichkeit war. «Der Bote erzählt, der Kurfürst sei gefangen, Wittenberg unter großem Blutvergießen erobert, Besatzung und Bürgerschaft gefallen bis auf die Kinder, die allein dem Blutbade entronnen. Nun schreibe der Kaiser dem Kurfürsten die allerungünstigsten Bedingungen vor. Von Zürich sei die Kunde eingelangt, der Kaiser habe von Mülhausen und Rottweil Truppen und Geld verlangt, und da man ihm seinen Wunsch nicht erfüllt, drohe er, anzurücken, um diese Rebellion niederzuschlagen. In Baden soll wegen dieser Angelegenheit eine Tagsatzung stattfinden, deren Ausgang mir aber Sorge macht. Wie könnte Einigkeit zustande kommen, zwischen denen, die sich nicht von Gott beraten lassen! Ach, man sollte den Tod nicht fürchten, sondern ihn von Gott herbeiwünschen, damit er uns aus dieser Not erlöse. Oder meint man etwa bei uns, diese Ereignisse berührten uns nicht, die Zerstörung der berühmtesten Städte Deutschlands, die Niederlage der allerheiligsten evangelischen Sache, die Gefangenschaft der Freunde, der Untergang des herrlichen Fürsten, die Vernichtung aller rechtmäßigen Kirchen?! Ich bin aufs tiefste verwundet, der ich lieber durch das Schwert eines Feindes durchbohrt würde, statt dies Alles mitansehen zu müssen. Doch wir haben nicht über Leben und Tod zu entscheiden. Lasset uns vielmehr vor Gott niederfallen, die Knie vor dem Höchsten beugen, daß er uns in unserer Schwachheit stärke, zum Unheil des blutigen Sieges des verruchten Feindes.» Es war eine wohl von Zurkinden nicht beabsichtigte Wirkung dieser Nachrichten, daß Genf sich Frankreich zu nähern begann, da es eine Verbindung Karls V. mit seinem Schwager, dem Herzoge von Savoyen, befürchtete.

Große Dienste leistete Zurkinden seinen Freunden Calvin

¹⁾ Opera Calvini, XII, 543.

und Viret in den Wirren der ersten Hälfte des Jahres 1548. In Bern war Simon Sulzer wegen seiner immer deutlicher hervorgetretenen Hinneigung zur Lehre Luthers gestürzt worden. Wenig fehlte, Viret in Lausanne wäre in diese Katastrophe verwickelt worden, da er, wie Calvin, namentlich was die Abendmahlslehre und die Handhabung der Kirchenzucht anbelangt, Sulzer nahe stand. Wie aus Briefen Calvins an Viret und Farel hervorgeht, nahmen sich der Stadtschreiber Peter Cyro und Nikolaus Zurkinden der Bedrohten kräftig an, wie wohl sie selber an dem günstigen Ausgang dieses Konfliktes während einiger Zeit verzweifelten¹⁾. Letzterer hält seine welschen Freunde fortwährend über die wichtigsten Zeitereignisse auf dem Laufenden. In gedrückter Stimmung berichtet er ihnen am 25. August 1548 über die für die Reformation ungünstige Wendung, die sich in dem von einem kaiserlichen Heere belagerten, mit den evangelischen Eidgenossen eng verbundenen Konstanz vollzog²⁾. Volk und Patrizier seien uneinig. Diese seien nicht gewillt, sich dem Kaiser zu übergeben, es wäre denn, daß die Ausübung des evangelischen Glaubens gewährleistet werde, während das Volk sich bedingungslos unterwerfen wolle. Am 13. August 1552 meldet er³⁾, soeben seien aus Deutschland Nachrichten eingetroffen, der Kaiser habe mit den evangelischen Fürsten den Vertrag von Passau abgeschlossen und seinen früheren Feind, Moriz von Sachsen, mit dem Oberbefehl gegen die Türken betraut.

Was die gegenseitigen Dienstleistungen anbetrifft, so gewinnt man den Eindruck, daß Zurkinden mehr der Gebende, Calvin mehr der Empfangende war. Dann und wann bittet zwar auch Zurkinden seinen Freund um eine Gefälligkeit. So empfiehlt er ihm einen jungen Berner, Sohn eines verstorbenen Freundes, dessen Witwe für fünf Kinder zu sorgen habe und für den jungen Studenten, der in Strassburg seine Studien begonnen, nicht allzuviel verwenden dürfe⁴⁾. Auch einen Amanuensis

1) Opera Calvini XII, 698. — 2) Ibid. XIII, 34. — 3) Ibid. XIV, 352. — 4) Ibid. XIII, 598. 7. Juli 1550.

hat Calvin für Zurkinden besorgt, den dieser freilich nicht brauchen konnte, sondern ihn, mit einer Reiseentschädigung versehen, entlassen mußte¹⁾. Nicht selten konsultiert der fortwährend kränkelnde Zurkinden seinen ebenfalls beständig in ärztlicher Pflege befindenden Freund über Fragen der Krankheitsbehandlung. Am 13. August 1552 diktiert er seinem Sohne Samuel vom Krankenlager aus folgende Zeilen an Calvin in die Feder²⁾: «Durch meine Krankheit bin ich zum dritten Male verhindert, dich zu sehen. Ich hätte es gerne getan und die Gesandtschaft würde gute Gelegenheit dazu geboten haben. Doch schicke ich mich drein und möchte nur niemandem lästig fallen. Das allerdings ängstigt mich, daß meine privaten und öffentlichen Geschäfte Unterbruch erleiden. Unser Textor³⁾ riet mir gut und seine Mittel helfen mir, sofern ich mich ganz ruhig verhalte. Aber die Krankheit hat sich nach Innen geschlagen und verbietet mir jegliche Bewegung, was bei einem Menschen von meiner Stellung einfach nicht angeht. Ich habe nun von Doktor Sarrasin gehört. Willst du ihm beiliegende Krankheitbeschreibungen zustellen und ihn um seine Anweisung ersuchen, für die ich mich erkenntlich zeigen werde? Schreibe es deiner Güte zu, daß ich mir soviel herausnehme. Und wie ich mein Seelenheil dir anvertraue, so glaube ich, werde für mein leibliches Wohl von dir und den Deinen am besten gesorgt, um so mehr als noch dein Gebet hinzukommt.» Die Heilung von diesem Leiden liess aber lange Zeit auf sich warten, denn noch am 26. Mai des folgenden Jahres schreibt Zurkinden an Calvin, Sarrasin könne wegen zu großer Inanspruchnahme seine Behandlung noch nicht übernehmen⁴⁾. «Ich warte somit ab, bis jenem seine Patienten geheilt oder gestorben sind, worauf er mich dann in Behandlung nehmen wird.»

Anderer und wohl auch schwierigerer Art sind die Aufträge, die Zurkinden für Calvin auszurichten hat. Am 3. April 1551

¹⁾ Opera Calvini XIV, 535, 26. Mai 1553. — ²⁾ Ibid. 352. — ³⁾ Benedikt Tissier, Arzt in Genf. — ⁴⁾ Opera Calvini XIV, 535.

teilt er dem Reformator mit, er habe sich in weitgehender Weise für eine, wie es scheint, in der Vogtei Gex wohnende Frau Bertin verwendet, die mit einer Empfehlung Calvins nach Bern gekommen war ¹⁾. Zurkinden empfing die ihm Unbekannte mit großer Zuvorkommenheit, gab sich alle Mühe ihren Rekurs privatrechtlicher Natur zur Erledigung zu bringen, nicht ohne zu bemerken, daß nur die Verwendung Calvins ihn zu so zeitraubenden Gängen und Schreibereien habe veranlassen können. Am 26. Januar 1552 berichtet er an Calvin über seine allerdings nur von geringem Erfolg begleitete Bemühungen zu Gunsten eines anderen Schützlings des Reformators ²⁾. Er konnte nicht verhindern, daß der Klient seinen Prozeß verlor, spendet aber dem Gleichmut, mit welchem der vom Missgeschick Verfolgte sein Schicksal trug, großes Lob. Auch an der Anstellung des aus Frankreich geflüchteten, berühmten Juristen Franz Hotmann als Lehrer an der Schule zu Lausanne, hatte Zurkinden Anteil ³⁾. Viret hatte ihm eine Schrift des Gelehrten «de Actionibus» übermittelt, damit er ihn kennen lerne, und eine offenbar zustimmende Antwort erhalten, die aber verloren gegangen ist. Im Sommer 1551 war er auf Veranlassung Calvins durch Viret mündlich gebeten worden, einen waadtländischen Pfarrer, Franz Maurin, zum Schweigen zu bringen, der gegen die Theologie des Reformators geeifert hatte ⁴⁾.

Am meisten Interesse bietet die Korrespondenz Zurkindens mit Calvin in jenen verhängnisvollen Tagen, da der Qualm von Servets Scheiterhaufen die Gestalt des Reformators verdunkelte. Der Entschiedenheit, mit der Zurkinden seinem Freunde gegenübertrat, wird anderswo gedacht werden. Die Freundschaft der Beiden bestand indessen diese Probe und dauerte ungeschwächt fort. Als Calvin seinem einflußreichen Freunde einen französi-

¹⁾ Opera Calvini XIV, 97. — ²⁾ Ibid. 270. — ³⁾ Ibid. XIII, 494. Viret an Calvin am 11. Dezember 1549. — ⁴⁾ Ibid. XIV, 97. Calvin an Viret am 3. April 1551.

schen Refugianten, Louis Lefranc, mit Empfehlungen versehen, zuschickte, dankt ihm Zurkinden am 1. Februar 1555 für diese Aufmerksamkeit¹⁾. Er ist nun vollständig darüber beruhigt, daß Calvin ihm wegen seiner Haltung in der Frage über die Bestrafung der Haeretiker nicht mehr zürnt. Daß Calvin gerüstet ist, seinen Anklägern zu antworten, freut ihn umsomehr, als sich darunter Leute befinden, deren Kritik die nötige Unbefangenheit vermissen ließ. Auf was für einen Konflikt Zurkinden anspielt, verrät die Fortsetzung des Briefes. Es ist der Streit um das Praedestinationsdogma, der weit über die Grenzen der genferischen und waadtländisch-bernischen Kirche hinaus die Gemüter bewegte. «Oh daß doch, wie du mit den Zürchern in der Abendmahlslehre dich einigen konntest, nun auch die Wirren wegen der Praedestination, die die Einheit der Kirche zu vernichten drohen, beigelegt werden könnten! Ich habe in dieser Sache die Freiheit meines Urteils gewahrt und auf keines Meisters Worte geschworen. Statt mich darüber auszulassen, ziehe ich es vor, darüber zu schweigen und das Geheimnis auf sich beruhen zu lassen. Dagegen verlange ich des entschiedensten von Leuten meines Schlages, daß sie sich durch Meinungsverschiedenheiten und Lehrabweichungen von der Wahrung der Menschfreundlichkeit und Herzensgüte nicht abhalten lassen. Glaube mir nur, die stehen bei mir in geringer Achtung, welche eher die Gebote der Freundschaft verletzen, als daß sie Duldung gegen die üben würden, die in dogmatischen Streitfragen anders denken als sie. Soweit ich urteilen kann, gab es nie eine Zeit, und wird es auch nie geschehen, daß Alle dasselbe glauben, und wenn wir erst dann uns lieben wollen, wenn wir in Allem übereinstimmen, so wird es überhaupt nie dazu kommen! Ich kann es wohl ertragen, daß man mit mir nicht übereinstimmt, und ich höre nicht auf, die Andersdenkenden zu lieben und zu hoffen, Gott werde, wenn wir in der Liebe bleiben, auch in der Lehre unsere Geister zur Einigung führen. Lebe wohl, in Christo zu verehrender Bruder. Lege bei Gott Für-

¹⁾ Opera Calvini XV, XV, 415.

bitte ein, daß ich nicht nur die Qualen, sondern auch die Versuchungen meines kranken Körpers überwinde.»

Zeigt sich schon in diesem Briefe die Charakterfestigkeit Zurkindens in schönstem Lichte, der bei aller Hochhaltung der Freundschaft zu Calvin, dennoch dem großen Manne gegenüber seine Freiheit zu wahren weiß, so tritt seine Unabhängigkeit bei einem andern Anlaß nicht minder hervor. Der Konflikt zwischen Calvin und den Bernern hatte sich in der Folgezeit in peinlicher Weise verschärft. Bern hatte mit steigendem Unwillen wahrgenommen, daß in der waadtländischen Kirche, sowie in derjenigen der Landschaften Gex und Chablais, das calvinische Kirchenprinzip und Dogma immer mehr Eingang fand, dank des mächtigen Einflusses des Reformators und seiner Freunde in Lausanne, Viret und Beza. Aber auch eine starke Partei der welsch-bernischen Kirche, geleitet von André Zebédée, Pfarrer in Nyon, und inspiriert von genferischen Flüchtlingen, wie Bolsec, erhob leidenschaftlichen Protest gegen das Praedestinationsdogma Calvins, seine Lehre von der Kirchenzucht und die genferischen Kirchengebräuche ¹⁾. Als Calvin im Herbst 1554 durch den Rat von Genf in Bern Beschwerde gegen die Agitation seiner Gegner führen ließ, fand dieser Schritt eine sehr kühle Aufnahme. Bern mißbilligte wohl in gelinder Weise die Umtriebe der Gegner Calvins, gab aber deutlich zu verstehen, daß es nicht gesonnen sei, die Propaganda für die Praedestinationslehre und das genferische Kirchenprinzip in seiner Kirche länger zu dulden. Calvin aufs tiefste verletzt, mit seinen Gegnern auf die gleiche Linie gestellt worden zu sein, versuchte vergeblich durch genferische Gesandtschaften und andere diplomatische Interventionen einen für ihn und seine Sache günstigeren Entscheid herbeizuführen. Seine Reisen nach Bern, anfangs März 1555, und in den ersten Tagen des April, brachten nicht die von ihm gehoffte Wirkung

¹⁾ Über diesen Konflikt siehe: Hundeshagen, Die Konflikte des Zwinglianismus, Lutherismus und Calvinismus in der bernischen Landeskirche von 1532—1559.

hervor. Wohl wurde den heftigsten Anklägern Calvins Schweigen geboten, aber auch er und seine Anhänger mußten sich scharfe Zurechtweisungen gefallen lassen. Es wurde ihnen mit dürren Worten der Rat erteilt, sich selber auch des Friedens zu befleißigen und sich des unerbaulichen Bücherschreibens über die hohen Geheimnisse Gottes in Zukunft zu enthalten. Würden trotzdem derartige Bücher, die mit der in Bern geltenden Lehre im Widerspruche stünden, im Lande vorgefunden, so werde man sie verbrennen, und sollte sich noch jemand über solchen Reden betreten lassen, so habe er strenge Bestrafung zu gewärtigen. Calvin wollte sich diese Demütigung nicht gefallen lassen. In dieser Not wandte er sich an seinen treuen Freund Zurkinden mit der Bitte, einer in der zweiten Hälfte Mai in Bern eingetroffenen genferischen Gesandtschaft seinen Beistand zu leihen. Diese Gesandtschaft bestand aus Jean Macard, Pfarrer von Russin, ihrem Wortführer, Raymond Chauvet, dem Prädikanten von St. Gervais und Charles Du Moulin, einem Bekannten Zurkindens, mit dem dieser nachweisbar schon einige Jahre vorher brieflich verkehrt hatte. Aber ihr Auftreten machte in Bern üblen Eindruck, und Zurkinden, der, obwohl in der Sache mit Calvin nicht einverstanden, sich alle Mühe gab, eine für den Reformator erträgliche Lösung zu finden, und Vermittlungsvorschläge ausgearbeitet hatte, sah seine Bemühungen durch das anspruchsvolle Gebahren dieser Delegationen vereitelt. Offenherzig schildert er seine schwierige Lage in einem Schreiben an Calvin vom 24. Mai 1555¹⁾.

«Vielen Dank für den Kommentar zur Genesis. Aber ich will dir den Preis bezahlen, mag ich doch nicht meine Büchersammlung auf deine Kosten bereichern. Deinem Wunsch, dich mit Rat und Tat gegen deine Verläumder in Schutz zu nehmen, will ich nachkommen, so weit als möglich. Allerdings will mir vorkommen, daß die von euch gesandten guten Leute, weniger Hilfe mit Rat und Tat, sondern rundweg Annahme ihrer Lehre

¹⁾ Opera Calvini XV, 622.

verlangen. Statt des Erreichbaren begehren sie das für sie Wünschbare. Sie hatten sich darauf versteift, daß der bernische Rat durch ein neues Edikt den früher gefaßten Beschluß abschwäche, und zwar so, daß er seinen Kirchendienern erlaube, ungehindert über die Praedestination zu verhandeln — allerdings im Frieden, ohne Polemik auf Anderslehrende — da auch früher schon in den Kirchen von Bern und Genf auf Grund der Disputation und Reformation den Predigern die sachliche Behandlung dieses Gegenstandes vor der Öffentlichkeit gestattet gewesen sei. Ich aber, wohl einsehend, daß der Rat zu einer schweigenden Annahme der Praedestination veranlaßt werden solle, und daß ihm die offizielle Zustimmung zu dieser Lehre zugemutet werde, über die, wie man wohl weiss, bei uns noch nie ein Pfarrer dem Volke gepredigt hat, riet ihnen ab, unter solchen Umständen und bei einer derartigen Vereiterung der Situation in dieser Weise vorzugehen. Ich machte ihnen begreiflich, sie möchten froh sein, wenn der Rat nicht geradezu die Lehre der Genfer verdamme; daß er sie irgendwie billige, davon könne keine Rede sein. Mein Ziel war, den Konflikt zwischen den beiden Kirchen zu heben und müßigen Händelstiftern Halt zu gebieten. Als ich aber sah, daß mein Rat zwar unserer Geistlichkeit gefiel, euren Gesandten jedoch mißfiel, stund ich von meinem Versuche ab, den ich jedenfalls nicht in meinem Interesse, sondern um Anderer willen, unternommen hatte. Ich glaube, dir hätte die Sache nicht übel gefallen. Auch bot ich euren Gesandten ein französisch abgefaßtes Resumé meiner Versöhnungsvorschläge an, während ich das deutsche Exemplar für unsern Rat bestimmt hatte. Aber da jene sich weigerten, es anzunehmen, mochte ich nicht länger darauf bestehen. Immerhin höre ich nicht auf, dir, wie ihnen, meine Freundschaft zu bewahren. Ich mache mir nicht so viel aus mir selbst und meiner Weisheit, daß ich die Ablehnung meiner Vermittlungsvorschläge übelnehmen würde. Nur das betrübt mich, daß der Frieden und die Einheit der Kirche darniederliegen.»

Es war Zurkinden also nicht gelungen, den Konflikt zwischen Genf und Bern beizulegen. Neue Nahrung erhielt dieser durch

die Parteinahme Berns für die im Laufe des Jahres 1555 durch Calvin und seinen Anhang niedergeworfenen, sogenannten Libertiner. Es kam soweit, daß die beiden Bundesgenossen sich trennten. Am 7. Februar 1556 hatte Bern sich in aller Form von Genf losgesagt, indem es sich weigerte, den eben abgelaufenen Bundesvertrag zwischen den beiden Staaten zu erneuern. Wie sehr Zurkinden unser diesem Bruche litt, beweist sein Brief an Calvin vom 14. Februar 1556, dessen Eingang auf den Rücktritt des Kaisers Karl V. hindeutet ¹⁾. Mehr als alle Wirren im Ausland beschäftigt ihn der Konflikt der beiden Städte. Und was ihn besonders schmerzt, ist die tiefbeschämende Tatsache, daß es Fragen finanzieller Natur sind, über welchen die beiden aufeinander angewiesenen Städte sich entzweit haben. Es sind die Besitzverhältnisse des von Genf saecularisierten, in früher savoyischen, seit 1536 bernisch gewordenen Landen begüterten Priorates Sankt Victor, welche von neuem Anlaß tiefer Zerwürfnisse zwischen den beiden Bundesgenossen sind, nachdem 1544 Basel, wie man damals glaubte, endgiltig in dieser Sache vermittelt hatte. Hätte doch eine Feuersbrunst die auf dieses Streitobjekt sich beziehenden Titel und Urkunden geschürt! Zurkinden beschwört seinen Freund, in Genf in versöhnlichem Sinne zu wirken und verspricht, in Bern dasselbe zu tun. Calvin antwortete am 21. Februar 1556 ²⁾. Auch auf ihm lastet dieser Konflikt. Mit Lebhaftigkeit protestiert er gegen die in Bern zirkulierende Behauptung, er trage die Hauptschuld, daß keine Einigung zustande gekommen sei. Sein Einfluß auf die gegnerische Politik werde weit überschätzt. Allerdings werde er etwa vom Rate um seine Meinung befragt; aber so oft seine Mitwirkung in Staatsgeschäften anbegehrt worden sei, habe er dem Frieden das Wort geredet. Nicht als ob es ihm leicht gewesen sei, die Genfer zu der Nachgiebigkeit zu bringen, die sie an den letzten Verhandlungen mit Bern unleugbar an den Tag gelegt hätten. «Es mußte mancher Feuerbrand gelöscht

¹⁾ Opera Calvini XVI, 30. — ²⁾ Ibid. 42.

werden, damit eine ruhige sachliche Antwort nach Bern abgehen konnte. Ich gebe zu, daß auch in unserem freundschaftlich gehaltenen Schreiben noch einige Funken sprühten. Man mußte eben dem berechtigten Schmerze etwas nachgeben, bis die Verstimmung sich nach und nach legen konnte. Nichts hat die ganze Verhandlung so gestört, wie eure kurz angebundene Schärfe im Neinsagen. Die Stimmung in Genf war sowieso eine gereizte, da man sah, wie ihr unsern Feinden Zuflucht gewährte. Dazu kamen noch von Bern drohende und scharfe Schreiben, aus denen wir entnehmen konnten, daß man gern jeden Anlaß benutzte, uns zu beleidigen. Auch war es für uns verletzend, daß schlechten von uns offen verurteilten Menschen soviel Freiheit zum Lästern bei euch gewährt wurde, obwohl die Bundespflicht uns hier und dort verpflichtete, die Ehre unserer Staaten gegenseitig zu schützen. Als ihr unser Gesuch, ihr möchtet in einigen Punkten nachgeben, abwieset und zwar gegen alles Herkommen in einem deutschen Schreiben, da hatte es den Anschein, als wolltet ihr uns eure Mißachtung zeigen. Wer an Kraft nachsteht, ist gewöhnlich um so argwöhnischer. Du kennst den Ausspruch des Terenz: Wer im Unglück ist, empfindet alles als Kränkung. Und doch siehst du, daß unsere Obrigkeit, obwohl nach ihrem Empfinden von euch sehr unfreundlich behandelt, nichts Feindseliges zur Wahrung ihrer Interessen gegen euch unternommen, sondern, wie du es wünschtest, durch gemeinsame Freunde eine Vermittlung gesucht hat.» Calvin möchte nicht, daß Genf dabei hartnäckig um Jagdrechte und derartige Kleinigkeiten stritte, und ist überzeugt, daß auch seine Obrigkeit zu Konzessionen bereit sei. Andererseits komme es die Genfer nicht leicht an, wohl erworbene Rechte in Gerichtsachen fahren zu lassen, und deßhalb muß er, wie er schon früher sich geäußert, einen Tausch für den besten Ausweg halten. Nachdem er nochmals seinen guten Willen beteuerte, in versöhnlichem Sinne zu wirken, fährt er fort: «Was mich bis dahin abhielt, dir zu schreiben, wirst du zur Genüge erraten haben. Nämlich der Zugang zu dir war mir abgeschnitten. Zu allen andern Quellen des Verdrusses, der mich mehr als gut quälte,

kam noch der große Schmerz hinzu, als ich vernahm, du hegest nicht nur schlimmen Verdacht, sondern habest gehässige Reden über mich geführt, die deutlich eine Entfremdung bewiesen hätten. Ich will sie nicht wiederholen, um dich nicht zu kränken. Wie würde ich mir Glück wünschen (wenn sich dies nicht bewahrheitete)!» Als Postscriptum fügt er noch die Warnung bei: «Da du weißt, daß übelwollende Menschen schon versucht haben, mir durch meine Briefe zu schaden, so wird es klug und billig von dir sein, dieses Schreiben sogleich zu vernichten, in welchem ich dir, wie du siehst, recht freimütig mein Herz ausgeschüttet habe.»

Zurkinden blieb die Antwort nicht lange schuldig, wie sein Brief vom 4. März 1556 beweist¹⁾. Einleitend beruhigt er Calvin, der die Befürchtung ausgesprochen hatte, seine Briefe an Zurkinden möchten an die unrichten Leser gelangen. Der Verrat von Freundesgeheimnissen ist auch ihm gründlich verhaßt, dagegen wahrt er sich das Recht, vielleicht mehr als es Calvin lieb ist, auch die Nächststehenden zu warnen, wenn sie sich nach seiner Überzeugung auf dem unrichten Wege befinden. So habe er Viret getadelt wegen seiner Gehässigkeit gegen die aus Genf vertriebenen Libertiner, auch dem genferischen Gesandten Raymond Chauvet vorgeworfen, die von Calvin und den Genfergeistlichen an den Rat von Bern eingereichte Beschwerde gegen die Praedestinationsgegner ungeschickt redigiert zu haben. Zurkinden hat den Eindruck, daß man von Genf aus den bernischen Rat zu einer Kundgebung für dieses Dogma pressen wolle, von dem man in Bern nichts wisse. Wenn Calvin in seine Freundestreue Zweifel setzt, so mag er Männer, wie Musculus, Tribolet, Haller, Cyro, ja den ganzen Rat befragen, die bezeugen werden, daß er sich alle erdenkliche Mühe gegeben habe, die Autorität des Reformators zu verteidigen. Vom Rate um seine Meinungsäußerung über das streitige Dogma angegangen, habe er sich dahin geäußert, diese Lehre werde durch namhafte Theo-

¹⁾ Opera Calvini XVI, 56.

logen, wie Luther, Augustin und Bucer, vertreten, während andere Gottesgelehrte sich gegen dasselbe ausgesprochen hätten. Er habe abgeraten, in dieser Sache einen Entscheid zu fällen, der, wie er wohl gewußt, eben doch zu Ungunsten Calvins ausgefallen wäre, und so eine Niederlage seines Freundes verhütet. Auch für den bedrohten Beza sei er energisch und mit gutem Erfolge aufgetreten. Er verschweigt nicht, daß seine vermittelnde Haltung ihm von Vielen verübelt wurde, spricht aber doch die Hoffnung aus, daß Calvin unbefangen genug sei, einen solchen Freund einem leidenschaftlichen Parteigänger vorzuziehen. Daß die Differenzen in einigen Lehrpunkten ihrer beidseitigen Freundschaft Eintrag tun müßten, kann er nicht einsehen. Er schließt mit dem Hinweis auf den zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich geschlossenen Frieden, der die beiden Staaten Bern und Genf veranlassen sollte, sich zu einigen. Wir erfahren nicht, wie Calvin diese Rechtfertigung Zurkindens aufnahm, der übrigens einige Wochen später ganz unbefangen den juristisch gebildeten Freund in einer Angelegenheit staatsrechtlicher Natur um Rat angeht. Die fortdauernde Entfremdung zwischen den beiden Staaten bildet noch längere Zeit das Thema ihrer Korrespondenz. So schreibt Zurkinden am 20. Januar 1557 seinem Freunde, der beteuert hatte, an dem Konflikt unschuldig zu sein, für seine Person sei er von der Rechtfertigung Calvins befriedigt, könne es aber nicht verhindern, daß in Bern allgemein die Überzeugung herrsche, daß die Herstellung des Friedens nur vom guten Willen des Reformators abhänge, an dem es eben doch fehle¹⁾. Und als Calvin kürzlich, auf einer Reise nach Frankfurt begriffen, von Genf abwesend gewesen sei, habe es in Bern geheißen, jetzt wäre gute Gelegenheit, die Friedensverhandlungen wieder aufzunehmen. Zurkinden ist überzeugt, daß dem Reformator in Bern mit ungerechtem Verdachte begegnet werde, und will die Friedensbereitschaft seines Freundes nicht bestreiten, kann ihm aber doch den Vorwurf allzugroßer Nachgiebigkeit gegenüber den übertriebenen

¹⁾ Opera Calvini XVI, 390.

Praetensionen der Genfer und ihrer Hartnäckigkeit, mit der sie die von Bern gemachten Einigungsvorschläge verwarfen, nicht ersparen. Was die das Priorat von Sankt Victor betreffende Angelegenheit anbelangt, so glaubt Zurkinden, daß, wenn Calvin mit dieser Streitsache so gründlich bekannt wäre wie er, dieser seinen Mitbürgern größere Mäßigung ans Herz legen würde. Bern habe sich zu weitgehenden Konzessionen verstanden, sei aber von Genf hintergangen worden. Er bittet seinen Freund dringend, von seiner allzuschroffen Haltung gegen Bern abzustehen, und ruft Männer, wie Musculus, Haller und den, wie er ausdrücklich bemerkt, gegen Calvin nicht gerade freundlich gesinnten Cyro zu Zeugen auf, daß er der schwierigen Stellung des Reformators stets Rechnung getragen habe, was dieser offenbar bezweifelt hatte. Mit Bitterkeit beklagte er sich über die Haltung der genferischen Unterhändler, die er beschuldigt, mit Bern geradezu ihr Gespött getrieben zu haben. Er erhebt diesen Vorwurf besonders gegen den Gesandten Jakob des Ars, dessen Benehmen ebenso dreist, als ungeschickt genannt werden müsse. Diese unerquicklichen Zustände sind für Zurkinden umso bemühender, als die allgemeine Weltlage ihn ohnehin mit großem Kummer erfüllt. Die lutherische Reaktion in Straßburg hat ihn aufs peinlichste berührt. «Ich sehe die Jämmerlichkeit der politischen Zustände, den Ruin der ruhmreichsten Kirchen durch dogmatische Händel, die in Straßburg einen derartigen Grad erreicht haben, daß es der kaiserlichen Waffen zur Einführung des Papsttums gar nicht mehr bedarf. In dieser Verzweiflung wünschte ich mir oft den Tod, und wenn die Frömmigkeit es nicht verbieten würde, möchte ich für die Sterblichen das Recht postulieren, freiwillig aus dieser Welt scheiden zu dürfen.» Auch in diesem Briefe beteuert er seine Freundschaft zu Calvin und hofft, sie auch mit der Tat beweisen zu können durch seinen Beistand, den er dem Bruder Calvins in seinem Streithandel zu gewähren verspricht. Er schließt mit der Bitte, Calvin möge diesen Brief verbrennen, damit es nicht scheine, als sei er mehr wert, als der Calvins, den er bereits dem Feuer übergeben habe.

Freilich war es Zurkinden nicht gelungen, den Unmut des Gekränkten zu besänftigen. Zu seinem Leidwesen erfuhr er durch Bekannte, die von Genf her in Bern eintrafen, daß Calvin ihm zürne und ihn zu seinen Gegnern rechne. In einem ausführlichen Brief vom 15. Juni 1558, an seinen Freund in Genf, sucht er sich von diesem Verdacht zu reinigen¹⁾.

Es sind bekannte Gedankengänge, die auch hier wiederkehren. Er kann es nicht begreifen, daß abweichende Meinungen in Glaubenssachen mit herzlicher Freundschaft nicht vereinbar seien. Das Dogma der Preadestination kann er sich nun einmal nicht zu eigen machen. Allerdings begnügt er sich, diese Lehre links liegen zu lassen, ohne im geringsten gegen sie zu polemisieren. Den leidenschaftlichen Bekämpfern dieser Lehre ist er oft entgegengetreten. Das könnten seine Briefe an mehrere Gegner Calvins genugsam beweisen. Er nennt unter diesen Gribaldi, Blandrata und Castellio, die er zu wiederholten Malen von ihrer Opposition gegen Calvin abzubringen versucht habe. Als einst Zebedée und Johannes Angelus (l'Ange), die erbittertsten Gegner Calvins in der Waadt, seinem Sohne Samuel Briefe an Castellio mitgaben, ließ er diese Sendung nicht eher nach Basel abgehen, bis er ein Schreiben beigefügt hatte, in welchem er Castellio warnte, sich von diesen leidenschaftlichen Männern beeinflussen und in den Streit hineinziehen zu lassen. Castellio hat ihm später für diesen Rat gedankt. Und als Castellio eine Streitschrift gegen Calvin und die Praedestination verfaßt und zur Publikation nach Paris gesandt hatte, sprach er ihm wegen dieses Vorgehens offen seine Mißbilligung aus, weil ihm schien, es sei wahrhaftig keine Veranlassung, in Frankreich gegen Calvin Stimmung zu machen. Er rät ihm, die Schrift direkt dem Reformator nach Genf zu übersenden, statt ihn anonym anzugreifen. Die Antwort Castellios stund noch aus, doch glaubt Zurkinden, wohl nicht ohne Grund, daß er jenem als unbequemer Mahner oft lästig falle.

¹⁾ Opera Calvini XVII, 203.

Der in diesem Briefe enthaltenen Darlegung seines Verhältnisses zu Gribaldi und Blandrata wird in einem andern Zusammenhang zu gedenken sein. Nicht genug kann er Calvin warnen, sich ja nicht in die Politik einzulassen. Er selber, obwohl durch seinen bisherigen Lebensgang und seine Stellung mit ihr vertraut, würde sich gerne gänzlich von ihr abwenden, wenn er nur könnte. Was das ganz gestörte Verhältnis zwischen Genf und Bern anbelangt, so hält er dessen Wiederherstellung wohl für möglich, aber nur unter der Bedingung, daß auf beiden Seiten nachgegeben werde.

Die anderswo zum größten Teil wiedergegebene, durch den abgesetzten Pfarrer von Ferney dem Adressaten zugestellte Antwort Calvins vom Juni 1558, verrät bei aller Wahrung einer fast ausgesuchten Höflichkeit deutlich die unmutige Stimmung des Reformators¹⁾. Nicht nur die Beziehungen Zurkindens zu den Antitrinitariern und die Ablehnung der Praedestination haben ihn gekränkt, sondern auch der ungünstige Ausgang eines Prozesses, den der Bruder Calvins gegen den Libertiner Ami Perrin in Bern verlor. Gerade wegen des letztgenannten Punktes, machte er seinem Freunde ziemlich gereizte Vorwürfe: «Daß ich mich im Prozeß meines Bruders persönlich von dir verletzt fühle, davon will ich jetzt schweigen. Wenn er unter der Voreingenommenheit der Richter zu leiden hatte, weil er meinen Namen trägt, so schreibe ich dies freilich nicht dir zu. Es stand dir frei, stillschweigend dem zuzuschauen, was laut deinem Briefe damals geschehen ist. Aber da es mir schon schwer genug sein mußte, daß mein Bruder, obwohl sicherlich im Recht, um seine Sache kam, war es denn nötig, eine Schmach beizufügen, die mich noch stärker verletzen mußte? Ihr pflegt ja wohl, vermute ich, zu schreiben, es sei nach einem guten Urteil (der ersten Instanz) unrichtig appelliert worden. Um mich als einen, der schwer von Begriffen sei, noch ärger zu treffen, hast du sogar die beiden Ausdrücke («gut» und «unrichtig») noch in den Superlativ gesetzt.»

¹⁾ Opera Calvini XVII, 235.

Auch Zurkindens Stellung zum Praedestinationsdogma erregt sein Befremden. «Daß du über die ewige Praedestination Gottes anders denkst als ich (um es offen zu sagen, wie es ist), das hat, soviel ich sehe, seinen Grund darin, daß du die Schrift nicht genug beachtest, sondern dich zu sehr auf dein eigenes Urteil verlässet. Bewiese ich aus undeutlichen, dunkeln Schriftstellen irgend eine Spitzfindigkeit, so wäre es übertriebene Strenge, andere zur Zustimmung zu zwingen. Aber da mir die Schriftautorität unbedingt feststeht, so habe ich kein Recht, von ihr abzuweichen, was du auch dagegen einzuwenden hast, und gewiß sollte unter uns die Ehrfurcht vor der göttlichen Lehre stärker sein, als daß jeder sich von seiner Meinung leiten läßt, was jetzt — leider Gottes — wie ich sehe, nur allzu sehr Brauch ist. Die Übrigen freilich, mit denen ich dich nicht zusammen rechne, verwerfen diese Kernlehre nur deshalb so heftig, weil sie mich persönlich hassen.» Nachdem Calvin durch einige Beispiele nachweist, daß man diese Lehre in der bernischen Kirche früher mit Vorliebe betont habe, so in der Tauf liturgie, während man sie jetzt, weil von ihm vertreten, bekämpfe, beklagt er sich aufs bitterste über die schlechte Behandlung, der seine Anhänger auf bernischem Gebiete ausgesetzt seien. «So oft ein gelehrter, rechtschaffener Mann für den Kirchendienst examiniert wird, so ist seine Abweisung sicher, wenn man merkt, daß er mit mir übereinstimmt. Als der Überbringer dieses Briefes, über solch schmähhliches Verfahren ergrimmt, sich dagegen auflehnte, wurde er unter Drohungen nach Bern vorgeladen, und wenn ihn auch das Chorgericht freisprach, so haben doch einige Leute, die zwar die Mönchskutte abgeworfen haben, aber das Herz noch voll von hundert Mönchspraktiken haben, es mit ihren Ränken durchgesetzt, daß der Landvogt, der ihm schon früher immer feind und aufsässig war, von neuem vor Gericht zog. Da bietet dir nun Gott einmal einen sehr guten Anlaß, deine Milde zu zeigen und einem Unschuldigen zu helfen, zum Beweis, daß dir die Grausamkeit nicht gefällt. Zwar möchte ich mich beinahe schämen, daß ich mir darum Sorge mache, er könnte in einer so guten Sache

unterliegen. Auch mag ich ihn fast nicht zur Belassung im Amte empfehlen; eigentlich verdient er es nicht, noch länger in so schmutziger Gesellschaft verweilen zu müssen. Denn unter den Pfarrern, deren Kollege er ist, erweisen sich die, die bisher für die besten galten, durch ihre Gleichgültigkeit und ihr feiges Schweigen in dieser Sache als schnöde Mietlinge. Ich will nicht mehr schreiben, als daß du ihn nach deiner Frömmigkeit, Billigkeit und Klugheit beraten, unterstützen und fördern mögest, wie es dir gut erscheint.» Dieser zur Kenntniss des Verhältnisses zwischen Calvin und Zurkinden so wichtige Brief schließt mit den Worten: «Wenn du allerlei Angebern mehr glauben willst, als mir — ich werde schweigen. Lebwohl, hochberühmter Mann und von Herzen verehrter und geachteter Bruder. Der Herr sei stets mit dir; er leite dich mit seinem Geiste, unterstütze dich mit seiner Kraft und segne dich samt deiner Frau und deinem ganzen Hause. Es mag dir als Zeichen meines Wohlwollens gelten, daß ich im Vertrauen auf deine Lauterkeit, was mich drückte, ganz unbedenklich dir anvertraut habe».

Zurkindens Antwort vom 9. Juli 1558 lautet ruhig, aber bestimmt¹⁾. Den Vorwurf, daß der von ihm redigierte Urteilsspruch in dem Prozesse zwischen Antoine Calvin und Perrin, Wendungen enthalte, die für Calvin, der sich der Sache seines Bruders eifrig angenommen hatte, beleidigend lauteten, weist er entschieden zurück. Wenn es heiße «male judicatam», so seien das Protokollausdrücke und keine persönlichen Anspielungen. Sich für Calvins Bruder nachdrücklicher zu verwenden, sei ihm nicht möglich gewesen. Was die aus Genf vertriebenen, auf bernischem Boden sich aufhaltenden Gegner Calvins anbelange, so sei er weit entfernt, ihr Verhalten zu billigen, könne aber anderseits die ihnen in ihrer Vaterstadt widerfahrene Behandlung auch nicht gutheißen. Es will ihm allerdings auch vorkommen, Bern gehe in der Protektion dieser Leute zu weit, und es hätte nach seinem Dafürhalten genügt, ihnen ein Asyl zu ge-

¹⁾ Opera Calvini XVII, 246.

währen. Er selber habe diesen Verbannten geraten, ihr allerdings über Verdienen hartes Los als ein Gericht Gottes geduldig zu ertragen. Was den Pfarrer von Ferney anbelangt, so sei er durch dessen dogmatische Absonderlichkeiten veranlaßt worden, ihm entgegenzutreten. Er habe dies aus keinem anderen Grunde getan, als um ihn zu bewegen, erbaulicher zu predigen und zu lehren. Auch sei es auf sein Betreiben geschehen, daß der Handel nicht vor den erzürnten Rat, sondern vor das gegen den Angeklagten milder gestimmte Kollegium der Geistlichen gebracht worden sei. Zurkinden beklagt auch in diesem Briefe das so gründlich gestörte Verhältnis zwischen beiden Staaten und verspricht, sein Möglichstes zur Herstellung der guten Beziehungen zu tun, denn erst nach Beendigung des politischen Konfliktes könne an die Schlichtung der dogmatischen Differenzen gedacht werden.

Es scheint, daß die Korrespondenz der beiden Freunde eine längere Unterbrechung erlitt. Wenigstens beginnt Zurkinden seinen Brief an Calvin vom 10. März 1562 mit einem Hinweise auf das bisherige Stillschweigen, das zu brechen er sich anschicke, und zwar mit folgender Mitteilung. Ein gewisser Claudius Alysus, nach längerem Warten zum Pfarrer zu Vuillerens gewählt, hatte Mittel und Wege gefunden, sich der Gemeinde Saulx bei Dijon aufzudrängen, und zwar ohne daß seine bisherige Obrigkeit darum wußte. Hintendrein teilte er allerdings diesen Schritt dem Rate mit, mit der Begründung, daß in Frankreich die Bernische Kirche in größerem Ansehen stehe als die Genfs, und daß man daselbst in Bern ordinierte Prediger den aus Calvins Schule hervorgegangenen weit vorziehe. In Bern ließ man sich allerdings durch diese plumpe Schmeichelei nicht beeinflussen, und als ein Deputierter von Saulx eintraf, warnte man ihn vor Alysus, der ein unvorsichtiger Schwätzer sei. Auf die Mitteilung des Deputierten, die Wahl sei nun einmal getroffen, antwortete der Schultheiß: Ihr wißt jetzt, wen ihr habt, richtet euch danach. Da die Versuche des bernischen Rates, diesen Gegner Calvins in der waadtländischen Kirche, wo er nicht viel schaden konnte, zurückzuhalten,

nichts gefruchtet hatten, möchte Zurkinden dem Reformator diesen Handel mitteilen, damit dieser nicht etwa glaube, der ihm gewiß unerwünschte Übertritt dieses Widersachers aus der bernischen in die burgundische Kirche, sei mit Wissen und Willen der Berner geschehen. Was die Beziehungen Berns und Genfs anbelangt, so wird nach Zurkindens Urteil eine Besserung nicht eintreten können, «so lange uns eure Freiheit, euch aber unsere Macht verdächtig ist».

Calvin benutzte offenbar gerne die dargebotene Gelegenheit, die unterbrochene Korrespondenz mit Zurkinden wieder aufzunehmen. Allerdings ist er schon wieder mit dem Verhalten seines Freundes unzufrieden. Er hatte erfahren, daß Zurkinden den ihm gründlich verhaßten Castellio als Lehrer an die Schule von Lausanne zu ziehen suchte. Auch fühlte er sich dadurch verletzt, daß Zurkinden den Kampf, den Calvin gegen Castellio führte, als Gezänke bezeichnet hatte. Er kann sich nicht enthalten, mit seinem Freunde Abrechnung zu halten. Sie fällt scharf aus, und doch bricht die Liebe Calvins zu diesem gewiß recht unbequemen Freunde überall durch. Er spricht zuerst seine Freude darüber aus, daß Zurkinden die Hand zur Verständigkeit reiche und beteuert, daß auch ihm die Wiederherstellung der alten Freundschaft am Herzen liege. «Aber obwohl wir nach dem gleichen Ziele streben, sind wir doch, was Charakter und Naturveranlagung anbelangt, einander unähnlicher als mir lieb ist. Was du von mir denkst und zuweilen auch sagst, weiß ich wohl und ich bin nicht so sehr von mir eingenommen, daß manche meiner von dir gerügten Fehler mir nicht auch mißfielen. Dafür kann ich mich auf zuverlässige Zeugen berufen. Aber einiges möchte ich doch auch nicht anders an mir haben. Allerdings sind wir nicht nur verschieden in unserer Veranlagung, sondern absichtlich schlage ich Wege ein, die deiner Art nicht entsprechen. Du hältst es vor allem mit der Milde; auch ich bin solchem Sinne nicht fremd. Wenn ich dir allzustreng erscheine, so glaube mir, ich habe diese Rolle nur übernommen, weil ich mußte. Dabei erwägst du gar nicht, wie sehr der Kirche deine milde

Freundlichkeit schadet, die den Bösen alles ungestraft durchgehen läßt, die Tugend und das Laster verwechselt und schwarz und weiß nicht unterscheidet. Als Beispiel diene Castellio, den du an der Spitze der Kirche von Lausanne sehen möchtest, wenn du nicht befürchtetest, es möchte Unruhen geben wegen der «Zänkereien», die ich früher mit ihm hatte. Dieser Ausdruck verletzt nicht sowohl mich, als vielmehr Gottes heiligen Namen, dessen Wort und Dienst damit schmähhch beschimpft wird. Wenn dieser Biedermann die Hauptstücke unserer Heilslehre ins Wanken zu bringen sucht und sich nicht schämt, in so abscheuliche Lästerng auszubrechen, wie: «Calvins Gott ist ein Lügner, zwiespältiger Heuchler, Anstifter aller Verbrechen, Feind alles Guten und Ehrbaren, schlimmer als der Teufel», darf ich da nicht klagen, daß du mein Vorgehen in dieser Sache allzuhart beurteilst? Ich weiß wohl, du beabsichtigst nicht, den stinkenden, abscheulichen Kot dieses schamlosen Hundes zu loben; aber tausendmal lieber soll mich die Erde verschlingen, als daß ich nicht darauf höre, was mir Gottes Geist durch den Mund des Propheten sagt und befiehlt, nämlich daß Schmähungen gegen Gott auf mein Haupt fallen sollen. Und wenn ich nun nach meiner Glaubenspflicht die Sache verteidige, die ich nicht im Stiche lassen durfte, ohne ein treuloser Verräter zu sein, so nennst du das, ich zanke mit ihm! Wäre dir doch das unbedachte Wort nie entfahren, dessen ich mich für dich schäme, so schlecht steht es einem Christenmenschen an! Haben wir nur einen Funken Frömmigkeit in uns, so muß uns eine Lästerng wie die Castellios zu höchstem Zorn entflammen; ich persönlich will da lieber toben vor Wut, als nicht zornig werden. Siehe du nur zu, wie du einst vor deinem höchsten Richter wirst Rechenschaft ablegen können. Mit um so mehr Recht und um so besserem Gewissen trete ich mit dieser Klage offen vor dich, als du vor zwei Jahren, vor andern mich durchhechelnd, im Scherz sagtest, «ich sei eher ein Jünger Ciceros als Christi».

So bitter auch diese Vorwürfe lauten, eine Absage an Zurkinden sind sie keineswegs. Übrigens schlägt Calvin gegen den Schluß

des Briefes mildere Saiten an, wenn er, sich selbst unterbrechend, in herzlicherem Tone weiterfährt: «Ich sehe eben, wie bitter der Brief geworden ist, und wenig fehlt, so risse ich ihn in hundert Stücke; aber es ist nicht meine Art, zu verhehlen, was mein Herz so schwer drückt, und du wolltest ja auch gar nicht, daß ich so wenig Vertrauen zu dir hätte. Ich hätte sonst gar nicht schreiben dürfen, denn schmeichlerisch zu lügen, dazu bringt mich niemand. Dazu kommt, daß mich eine Unmasse von Geschäften noch mehr geärgert hatte. Um so mehr fürchte ich, daß ich dir, der du unter der Qual der Sorgen und Arbeiten auch fast erstickst, zur unrechten Zeit lästig falle».

Der nächste Brief Zurkindens an Calvin, vom 20. April 1562 handelt von den Ereignissen in Frankreich¹⁾. Die Führer beider, gegen einander im Felde stehenden Parteien, Condé und die Guisen, hatten sich an die Eidgenossen um Hülfe gewandt. Auf einer Zusammenkunft in Solothurn am 26. April hatte Bern Neutralität beantragt. Am 18. Mai fand in dieser Angelegenheit abermals eine Verhandlung statt, bei welcher die vier evangelischen Stände diesen Antrag aufrecht hielten, während die katholischen Orte dem französischen Könige einen Zuzug von 15 Fähnlein unter Ritter Wilhelm Fröhlich gegen die Hugenotten bewilligten. In Bern war der Unwille gegen dieses Vorgehen groß. Man beschloß, den aufbrechenden Truppen der katholischen Orte den Durchpass zu verweigern, konnte sich aber trotz allem nicht entschließen, den Bitten Condés Gehör zu schenken, und den französischen Glaubensgenossen in derselben Weise beizustehen, wie die katholischen Orte ihren Religionsverwandten in Frankreich. Zurkinden hatte schon vor dem Beginn dieser Verhandlungen ihren Ausgang vorausgesehen. «Ich glaube nicht, daß unsere Glaubensgenossen aus der Eidgenossenschaft Zuzug erhalten werden, während den Katholiken die Hülfe von daher nicht ausbleiben wird. Wir schützen hier den glarnerischen Konflikt vor, sowie die Verwicklungen mit dem Herzog von Savoyen.

¹⁾ Opera Calvini XIX, 394.

Ich schreibe aber unsere Haltung weniger diesen zum Vorwande genommenen Gründen zu, als der Abneigung unserer Bernersoldaten, sich in fremde, um der Religion willen unternommene Händel einzulassen. So stark wirkt heute noch die Erinnerung an unsere Niederlage (von Kappel?) nach! Ja, ich kann dir mitteilen, daß, wenn auch der Rat den guten Willen hätte, den Glaubensgenossen in Frankreich zu helfen, das Volk ihm den Gehorsam verweigern würde. Und die, welche, übrigens gegen den Willen des Rates, zu diesem Söldnerdienste bereit wären, sind Beutemacher, welche der Religion nichts nachfragen. «Ist denn die Liebe erkaltet?» wirst du fragen. Verehrter Bruder und Vater, sie ist nicht nur erkaltet, sie ist ausgelöscht. Die Welt sucht das ihre und neigt sich dem Untergange zu. Ich hoffe auf nichts mehr als auf die Wiederkunft des Herrn. Wenn ich dir allzu schwarzseherisch und hoffnungslos vorkomme, so bedenke wohl, daß alles, was mich umgibt, dazu angetan ist, mir jede Hoffnung zu nehmen». In einem Nachwort berichtet er seinem Freunde, daß er sich angelegentlich um die Verbreitung einer Schrift über die von den Guisen in Vassy verübten Grausamkeiten bemühe und klagt über die Vergeblichkeit seiner Anstrengungen, für die protestantische Sache in Bern Stimmung zu machen.

Die Antwort Calvins vom 25. April, die aus Versehen nach Zurzach wanderte, und sehr verspätet in Zurkindens Hände gelangte, veranlaßte ihn, dem Reformator von Genf unter dem Datum des 29. Mai aufs neue über die französischen Wirren Bericht zu erstatten¹⁾. Was ihn aufs schwerste beunruhigt, ist die Langsamkeit der Kriegsführung auf Seiten der Hugenotten. Statt loszuschlagen, bevor die schweizerischen Söldner zu den Guisen stoßen, werde gezaudert. Wohl sei man in Bern entschlossen, den durchziehenden Truppen der katholischen Orte den Durchpaß zu verweigern. Doch verspricht er sich von diesem Vorgehen wenig Erfolg, könne man doch die Routen durch das Bistum Basel, das Gebiet von Solothurn und die Grafschaft Baden nicht

¹⁾ Opera Calvini XIX, 423.

absperren. Zurkinden vermutet, daß die katholischen Orte die besten Truppen im Lande behalten, um, sobald sich Gelegenheit biete, über die evangelischen Kantone herzufallen. Dem Projekte, sich mit dem Pfalzgrafen und dem Herzog von Württemberg zu einer diplomatischen Intervention zu vereinigen, zur Anbahnung von Friedensverhandlungen zwischen den beiden kriegsführenden Parteien, kann er nicht beipflichten, weiß er doch, wie unwirksam derartige Vermittlungsversuche sind. Zudem ist die Lage der evangelischen Orte eine so ungünstige, daß nur ein Wunder helfen kann. Möge daher Condé sich nicht auf die Hülfe der schweizerischen Protestanten verlassen, so wenig als auf den von zwei Wallisersöldnerführern versprochenen und organisierten Zuzug. Seine pessimistische Auffassung der Zeitlage spricht sich unvermindert stark in seinem Briefe vom 16. Juni 1562 aus¹⁾. Vor allem beunruhigt ihn die Langsamkeit der Kriegsführung auf Seite Condés. Während die Guisen rücksichtslos vorgehen, verfahren die Hugenotten auffallend lau. Entweder hätte man auf protestantischer Seite den Krieg gar nicht beginnen, oder ihn dann mit aller Energie ins Werk setzen sollen. Zurkinden sieht sich fortwährend an den schmalkaldischen und den Kappelerkrieg erinnert. Dieselben Fehler wie damals werden in dem französischen Religionskrieg von den Protestanten begangen. In Bern wünscht man wohl den Sieg der Hugenotten, aber ihnen Hülfe zu leisten, ist unmöglich. Die Ursachen, welche ein Eingreifen zugunsten der Hugenotten verhindern, sind folgende: Vor allem die Zustände in der Eidgenossenschaft selber, die wirtschaftliche Notlage, die Ungewißheit, woher den Sold nehmen, die Zurückhaltung der Fürsten Deutschlands, sowie der Orte Zürich, Basel, Schaffhausen, die Unwirksamkeit der zu leistenden Hülfe, sofern man den Hugenotten nur eine geringe Truppenmacht zur Verfügung stelle, und die Gefahr für die evangelische Schweiz, sofern man mit größeren Abteilungen zu Hülfe ziehe und das eigene Land schutzlos preisgebe. Zudem sei das

¹⁾ Opera Calvini XIX, 459.

Vorgehen der hugenottischen Gesandten ein ungeschicktes, und endlich walteten ernste Bedenken, ob es nicht Treulosigkeit wäre, den Hugenotten gegen den König zu helfen, mit dem man durch ein ewiges Bündnis verbunden sei. Zurkinden meint, das Wirksamste wäre, mit den evangelischen Staaten eine Konföderation zu schließen und kollektiv mit dem Könige von Frankreich zu unterhandeln. Näheres werde Calvin durch Oberst Christof von Diesbach vernehmen, der zu Condé abgesandt, auf der Vorbeireise in Genf bei ihm vorzusprechen beabsichtige.

Nicht zum wenigsten durch die Bemühung dieses eifrig für Condé einstehenden Kriegers, hatte in Bern doch die Überzeugung die Oberhand gewonnen, es sei Pflicht, den Hugenotten den gewünschten Zuzug zur Entsetzung der von den Guisen bedrohten Stadt Lyon zu gewähren. Als Sammelplatz war Genf ausersehen worden, damit Bern, durch ein Bündnis gegenüber dem König verpflichtet, nicht kompromittiert werde. Um so peinlicher war man überrascht, als von Genf der Bescheid eintraf, die Stadt sei nicht imstande, die Last dieser Einquartierung zu tragen. Unmutig meldet Zurkinden seinem Freunde Calvin am 8. Juli 1562, mit welcher Betrübniß er vor dem zahlreich versammelten bernischen Rate das Schreiben verlesen habe, in welchem Genf erklärt, es sei nicht einmal imstande, an einem Tage für 3000 Mann Lebensmittel bereit zu halten ¹⁾. Auch wenn dies wahr wäre, und nicht bloß eine leere Entschuldigung, so hätte man schweigen und eine derartige Hülfslosigkeit nicht vor aller Welt eingestehen sollen. Mit Gelächter, aber auch unter Seufzern, sei im bernischen Ratssaale diese Kundgebung aufgenommen worden, die dem berühmten Genf so wenig zur Ehre gereiche.

Ein harter Schlag für Zurkinden war die Nachricht von der Niederlage der Hugenotten bei Dreux am 19. Dezember 1562. Er hat die ihn tief niederdrückende Kunde aus einem Schreiben des königlichen Statthalters von Burgund an die Freiburger erfahren und fragt in einem hastig hingeworfenen Schreiben vom 1. Januar 1563 seinen Freund in Genf an, ob

¹⁾ Opera Calvini XIX, 483.

wirklich Condé gefangen und der Admiral gefallen sei¹⁾. Es ist ihm zu Mute, wie in jenem verhängnisvollen Jahr 1547, von dem er wünschte, es wäre sein letztes. Und wenn doch nur diesem Neujahrstag 1563 kein anderer mehr folgen würde. Wie werde dieser Sieg die Stellung der katholischen Orte stärken! Auch in seinem Briefe vom 1. Februar kommt er auf diese Niederlage zu sprechen²⁾. Er sieht in dieser Katastrophe ein Gottesgericht. Um die französische Monarchie ist es seines Erachtens geschehen, ja selbst die Existenz des Protestantismus überhaupt sieht er bedroht. Mit dieser Klage endigt die Reihe der 27 Briefe Zurkindens an Calvin. Vier Wochen nach dem Tode des Reformators, am 22. Juni 1564, schreibt er seinem Freunde Beza, der die Nachfolge des Reformators angetreten hatte³⁾: «Den Hinscheid Calvins würde ich im Hinblick auf eure Republik fast nicht ertragen können, wenn er nicht einen Nachfolger hinterlassen hätte, der dem Rufe und dem Vorbilde des Oberhauptes entspricht. Er selber ist freilich selig zu preisen, daß er in einem kurzen Augenblicke so viele Beschwerlichkeiten des Lebens überwinden durfte und nun, eingegangen in die Ewigkeit, sich des höchsten Gutes erfreut, das er hier verkündigt hat». Es gereicht Calvin wie Zurkinden zur Ehre, ihre Freundschaft durch alle Irrungen hindurch, die in der Verschiedenheit ihrer Lebensanschauung ihren Grund hatten, hochgehalten zu haben, was weder für den einen, noch den andern immer leicht war. Noch am 24. März 1575 versichert Zurkinden mit Rührung seinem Freunde Bullinger, daß Calvin trotz vieler und tiefgehender Differenzen ihm seine Liebe bis ans Ende bewahrt habe⁴⁾. Zurkinden hat sich denn auch in dem Vertrauen auf Calvins Freundschaft nicht getäuscht. Im September 1557 schreibt Calvin seinen Freunden Beza und Viret, Zurkinden beklage sich, in ihrer Korrespondenz auf unfreundliche Weise erwähnt worden zu sein⁵⁾. Es sei ihm dies von gewisser Seite zugetragen worden.

1) Opera Calvini XIX, 628. — 2) Ibid. 650. — 3) Cod. Chart. A 405, 628, Herzogl. Bibl. Gotha. — 4) Abgedruckt im Museum Helveticum XV, 441. — 5) Opera Calvini XVI, 609.

Er meint, es wäre gut, wenn Zurkinden Einblick in die Briefe erhielte, die er mit Viret und Beza gewechselt; er würde sich überzeugen können, daß sein Mißtrauen unbegründet sei. Wohl gestehe er, sich etwa über die allzugroße Milde Zurkindens beklagt zu haben, mehr aber nicht. «Daß er trotz allem ein treuer Freund und Bruder ist, habe ich nie in Zweifel gezogen.» Mit dieser Äußerung Calvins stimmt das Verhalten seiner intimsten Freunde Viret, Farel und Beza durchaus überein. Leider ist die Korrespondenz der beiden Erstgenannten mit Zurkinden verloren gegangen, doch, wo sie sich auch über ihn äußern, selbst wenn sie mit ihm nicht übereinstimmen, so geschieht es nie anders, als mit Achtung. Das wollte etwas heißen, denn Zurkindens Stellung zur Toleranz mußte ihnen durchaus verwerflich erscheinen. Man beachte das Urteil Bezas über das Manifest Castellios zugunsten der Duldsamkeit, das, wie er wohl wußte, auch den Gedanken seines Freundes Zurkinden Ausdruck gab. Am 1. März 1554 schreibt er an Bullinger: «Wenn Bellius (Castellio) recht hat, was bleibt noch von der christlichen Religion übrig? Die Lehren über Christi Amt, Dreieinigkeit, Abendmahl, Taufe, Rechtfertigung, Willensfreiheit, Zustand der Seelen nach dem Tode, all' dies ist entweder zum Heil überflüssig, oder doch von ganz untergeordneter Bedeutung. Auch die Juden und Türken glauben an Gott. Die Schrift wäre etwa auf dieselbe Stufe wie die Ethik des Aristoteles zu stellen, stünde ihr an Lehrgehalt ungefähr gleich, würde aber an Klarheit von dieser noch übertroffen. Einer neuen Offenbarung müßten wir warten! Niemand darf als Häretiker verurteilt werden, denn jeder steht und fällt seinem eigenen Herrn!» Wenn diese Männer, trotz der Hinneigung Zurkindens zu diesen verpönten Lehren, ihm ihre Freundschaft bewahrten, so hat er andererseits sich ihnen gegenüber allezeit als ein hingebender Freund und Beschützer bewährt. So schrieb in jenen Märztagen 1556, als im Bernerratsaal unmutige Worte gegen die politische und dogmatische Stellung der Genfer fielen, Viret an Calvin, es sei gut, habe man noch Leute wie Zurkinden, der, ob auch nicht in allen Stücken mit ihnen einig, doch nicht auf Seiten

ihrer Gegner stehe¹⁾. Und um dieselbe Zeit berichtet Beza an Farel, daß Zurkinden, vor den Rat von Bern berufen und um seine Meinung über eine Schrift Bezas, die Praedestination betreffend, befragt, geraten habe, den Entscheid über diese so wichtige Sache zu verschieben, wodurch die Angriffe ihrer Feinde pariert worden seien²⁾. Eine noch schwierigere Aufgabe übernahm Zurkinden, als er für Viret und Beza in der Frage der Einführung des Kirchenbannes gegen unwürdige Gemeindeglieder eintrat, eine Strafkompetenz, welche jene von Calvin inspirierten Theologen in der waadtländischen Kirche einzuführen trachteten, während der Rat alle derartigen Versuche als Eingriff in seine Staatshoheit stets zurückgewiesen hatte. Dieser Konflikt verschärfte sich in gefährlicher Weise, als Viret und seine Kollegen unmittelbar vor Ostern 1558 die Erklärung abgaben, daß sie das Abendmahl nur unter der Bedingung austheilen würden, wenn ihnen das Recht der Exkommunikation zuerkannt werde. Viret mit seinen Kollegen nach Bern zitiert, erwartete das Schlimmste, fand aber zu seiner frohen Überraschung eine günstigere Stimmung vor, als er hätte hoffen dürfen. Es war wieder Zurkinden, der seinen großen Einfluß aufbot, die Bedrohten zu retten. «Bevor wir vor den Rat vorgelassen wurden», berichtet Viret dem Reformator nach Genf am 4. April 1558³⁾, «hörte die Versammlung eine Verlesung unseres Memorials durch Zurkinden an, der das Aktenstück im Auszug und in deutscher Sprache treu wiedergab. Er war mit unseren Postulaten einverstanden, über die er in guten Treuen und ohne etwas daran zu ändern, referierte. Wir nahmen Einsicht in den von ihm verfaßten Auszug. Er war sowohl Vorleser als Übersetzer des Aktenstückes und wurde von der ganzen Versammlung mit Aufmerksamkeit angehört. Obwohl er sonst wenig Hoffnung machte, richtete er unsern Mut wieder etwas auf. Er ist uns wie der Kirche treu zur Seite gestanden.» Allein die Standpunkte waren nun einmal unvereinbar. Im Mai verlangte Viret mit seinen Kollegen geradezu als Ultimatum die

¹⁾ Opera Calvini XVI, 72. — ²⁾ Ibid. 75. — ³⁾ Ibid. XVII, 216.

Einführung der calvinischen Kirchenverfassung. Bern konnte diesem Begehren, das so ganz wider seine kirchenpolitischen Grundsätze verstieß, nicht entsprechen. Hierauf verließ Beza im August Lausanne und zog nach Genf. Viret ließ sich aber nicht von seinen Versuchen, die Einführung des Kirchenbannes herbeizuführen, abbringen. In Bern schonte man seiner, so lange es irgendwie anging. Schließlich verlor der bernische Rat die Geduld. Als Viret in seiner Renitenz beharrte, wurde er am 20. Januar 1559 förmlich entsetzt, mit ihm aber nicht weniger als 40 andere gleichgesinnte Prediger. Tief bekümmert um das Schicksal seines Freundes Viret, wandte sich Farel brieflich an Zurkinden, mit der dringenden Bitte, diese Absetzung rückgängig zu machen. Zurkinden konnte ihm aber nur mitteilen, daß, was geschehen, nicht mehr zu ändern sei. Dieses Schreiben Zurkindens an Farel vom 12. Februar 1559 spricht sich auch über die Verheiratung des greisen Reformators von Neuenburg aus, der, zum Verdruß seiner Freunde und unter dem Spott seiner Widersacher, der jungen Marie Torrel die Hand zum Ehebunde gereicht hatte¹⁾. Es lautet folgendermaßen:

«Mitten aus meinen geschäftlichen Plackereien heraus, muß ich dir, viel teurer Farel, deinen Brief dahin beantworten, daß dein zur Beschwörung dieser Katastrophe vorgeschlagenes Mittel, nämlich die Berufung einer Synode, zu spät kommt und nichts mehr ändern kann. Nicht fehlte es unserer Republik an Staatsmännern noch an andern wohlgemeinten Leuten, welche einen andern Ausgang dieser Angelegenheit wünschten, aber jetzt ist es so weit gekommen, daß das Geschehene nicht mehr rückgängig gemacht werden kann, es sei denn durch ein unmittelbares Eingreifen Gottes selber. Möge Gott die Seinen in ihren Ängsten und Nöten bewahren! Um Viret bin ich nicht so sehr besorgt, wie um die Schar der übrigen Brüder, die mit Weib und Kind in dieser gefährlichen Zeit ihrem Führer in die Verbannung folgen müssen, wenn sie wirklich, wie sie in Lausanne

¹⁾ Opera Calvini XVII, 435.

dem bernischen Gesandten erklärten, dessen Postulate unterstützen werden. Entweder müssen sie, nach Bern vorgeladen, ihre Haltung aufgeben, oder dann Viret in die Verbannung begleiten. Jenes können sie nur mit verletztem Gewissen, dieses aber bringt ihnen große Not. Ach, die Tränen wollen mich am Schreiben hindern!» Nachdem Zurkinden Farel den Rat gibt, aus diesen Ereignissen die Lehren zu ziehen, deren gerade er bedarf, fährt er, auf dessen kürzlich geschlossene Ehe Bezug nehmend, fort: «Ich wünsche für dich und die Deinen das Beste. Daß ich es doch nur für dich allein zu wünschen brauchte! Was du getan, verdamme ich nicht. Aber ich würde es vorziehen, wenn du es nicht getan hättest. Eine Kleinigkeit wäre es, wenn nur deine Widersacher deinen Schritt mißbilligten. Am schwersten muß dir das Urteil deiner Freunde auf der Seele lasten, welche viel darum gäben, du hättest dich in jenem Augenblicke an jenen Ausspruch des Paulus erinnert, daß es für einen Ledigen leichter sei, als für einen Verheirateten, in diesen Trübsalen auszuharren. Denn ich bin überzeugt, daß die öffentlichen und privaten Rivalitäten unserer Landeskirchen, Regenten und Völker, die Auflehnung gegen die göttliche Ordnung und das schlechte Beispiel der Geistlichen, der christlichen Freiheit und reinen Lehre den Untergang bereiten werden, und ich fürchte, daß wir Zeiten entgegengehen, welche nicht nur Disputationen, sondern das Blut der Frommen fordern.» Vier Jahre später, als Viret, der in Lyon schwer erkrankt war, seinen Freund Farel ersuchte, ihm zur Rückkehr in seine Heimat zu verhelfen, wandte sich dieser nochmals an Zurkinden, der soeben an Stelle Peter Cyros zum Stadtschreiber ernannt worden war, mit der Bitte, er möchte sich für den Verbannten bei der Obrigkeit verwenden. Zurkinden antwortete am 5. Juni 1561, auch er wünsche von Herzen, zur Rehabilitation Virets etwas beizutragen. Aber die Hindernisse, die sich diesem Vorhaben entgegenstellten, seien so groß, daß man gar nicht daran denken dürfe. Er halte die Sache nicht nur für sehr schwierig, sondern geradezu für unmöglich. Der einzige Rat, den er geben könne, sei der, daß Viret das Gesuch stelle, es möchte ihm aus

Gesundheitsrücksichten ein Aufenthalt in Orbe zur Luftveränderung bewilligt werden. Aber nur kein Wort von Wiedereinsetzung in sein Amt! Vielleicht daß inzwischen die Stimmung in Bern zugunsten Virets umschlage, und er wieder in Gnaden angenommen werde.

Viret hat sich nicht entschließen können, diesen Rat zu befolgen. Er sollte die Türme von Orbe nie mehr wiedersehen. Nach arbeitsreichen Jahren unstäten Wanderns fand der rasch Galterte eine bescheidene Wirksamkeit am Kollegium von Orthez in der fernen Landschaft Béarn, wo er 1571 sein Leben beschloß. Der Heimgang dieses Freundes, mit dem er bis an dessen Lebensende in brieflichem Verkehr gestanden war, hat Zurkinden tief betrübt. Am 31. Mai 1571 schreibt er dem soeben von der Synode von La Rochelle zurückgehrten Beza¹⁾: «Die Nachricht von deiner glücklichen Heimkehr aus dem fernen Saintonge, — ich wußte nicht, daß du dort warest —, die mir durch Herrn Le Franc zukam, hat mich um so inniger gefreut, als schon die bloße Erwähnung jener gefahrvollen Reise mich mit der größten Besorgnis erfüllte. Du hattest jedenfalls diese Reise nicht ohne die wichtigsten Gründe unternommen, welche nicht zu kennen, mir gleichgültig ist, wofern du nur heil und gesund bist. Ich kenne deine männliche Seele, zusammengesetzt aus Tapferkeit und Besonnenheit, sodaß nicht daran zu denken ist, du hättest etwas irgendwie Erniedrigendes, Demütigendes und Unwürdiges unternommen. Ich habe kürzlich die bestimmte Nachricht von dem Tode des frommen Virets, meines innigst geliebten Freundes, — oder besser gesagt von seinem Umtausch des Todes gegen die Seligkeit — erhalten. Ich weine nicht über seine Erlösung von dem Elend der Welt, wohl aber den Verlust, den die Kirche erlitten. Ja, ich wäre untröstlich, wenn ich nicht wüßte, daß er mit allen Seligen in Ewigkeit, sowohl auf Erden wie im Himmel fortlebt, wo ich ihn, den die Ungerechtigkeit der Menschen von hier vertrieb, in kurzem wiederzusehen hoffe. Seine Briefe, in welchen er

¹⁾ Cod. Chart. A 405, 620. Gotha, Herzogl. Bibl.

mir von seiner Verbannung schrieb, bewahre ich auf, weil ihn der Tod jetzt gegen alle Gewalttat schützt, und seine irdische Hülle zu weit entfernt ist, als daß man sie am Fuß der Pyrenäen aufsuchen würde, um sie zu entweihen.» Wie sehr dieser Hinscheid ihm nahe ging, beweist eine Äußerung, mit der er in seinem nächsten Briefe an Beza vom 12. Juli wieder auf den Verstorbenen zu reden kommt ¹⁾: Ich habe wieder an Viret gedacht und da kam mir jedes Wort Scipios in den Sinn: Undankbares Vaterland, nicht sollst du meine Gebeine haben! Ich kann den Namen Virets nicht aussprechen hören, daß mir nicht die Tränen hervorbrechen und still herunterrinnen. Den Seelenschmerz, den ich damals empfand, werde ich erst im Tode ablegen.

Es ist zu bedauern, daß von dem Briefwechsel, den er mit diesem ihm so nahestehenden Freunde führte, auch nicht eine Zeile übrig geblieben ist. Um so wertvoller sind für die Charakteristik des Schreibers wie des Adressaten die 23 Briefe ²⁾ an Beza, welche, in der Herzoglichen Bibliothek Gotha aufbewahrt und bis jetzt sozusagen unverwertet geblieben, einen Zeitraum umfassen — die Jahre 1564 bis 1585 — aus dessen erster Hälfte sonst keine Briefe Zurkindens vorhanden sind. Diese Briefe, zum größten Teil politischen Inhaltes, sind aber auch reich an Mitteilungen privater Natur und gewähren manchen Einblick in das häusliche Leben des Briefschreibers. Gleich einer der frühesten Briefe aus dieser Korrespondenz läßt erkennen, wie die beiden einander für alle möglichen Dienste in Anspruch nahmen. Es war noch jene Zeit, da die Freundschaft zu unzähligen Dienstleistungen verpflichtete, wie man sie sich heute in diesem Maße verbitten würde. Am 22. Juni 1564 bittet Zurkinden seinen Freund, ihm behülflich zu sein, für deutsche Jünglinge, deren Eltern sie zur Aus-

¹⁾ Cod. Chart. A 405, 633. Gotha, Herzogl. Bibl. — ²⁾ Ihre Zahl würde 24 betragen, sofern man den Brief vom 21. April 1556 an Beza gerichtet hält, wie die, allerdings von anderer Hand geschriebene, Adresse lautet. Die Herausgeber der Opera Calvini halten wohl mit Recht Calvin für den Adressaten.

bildung in Frankreich unterzubringen beabsichtigten, geeignete Pensionate in Bourges ausfindig zu machen. Die Eltern jener jungen Leute hatten sich nämlich für diese Stadt entschieden, weil daselbst eine Schule für Rechtsbeflissene bestand. Die Bestimmung der Reiseroute, der Pensionsorte, der Professoren und des jährlichen Kostgeldes war von den Eltern dem dienstfertigen Zurkinden übertragen worden, der herzlich froh wäre, wenn Beza, trotz seiner Arbeitslast, ihm seinen wertvollen Beistand in dieser Sache leisten würde¹⁾. Beza erklärte sich bereit, sich dieser verantwortungsvollen Aufgabe zu unterziehen, und schon waren die Jünglinge in Bern, wo eben Zurkinden die Vorbereitungen zur Weiterreise getroffen hatte, als er von befreundeten Kaufleuten, die jene Gegenden bereisten, die Nachricht erhielt, daß die Stadt Bourges und ihr Gebiet von der Pest heimgesucht sei. Einstweilen nahm Zurkinden die jungen Reisenden in sein Haus auf und bat Beza, auf alle Fälle ihm seinen Beistand zur Weiterbeförderung der Reisegesellschaft zu gewähren, sobald sich die Möglichkeit dazu biete²⁾. Ob dieser Plan verwirklicht werden konnte, erfahren wir nicht. Immerhin beweist der Auftrag, den Zurkinden erhalten hatte, daß sein Name auch in Deutschland einen guten Klang hatte. Es scheint, daß er gerne Hand dazu bot, jungen Leuten deutscher Herkunft Gelegenheit zu verschaffen, sich mit der französischen Kultur bekannt zu machen. Nicht nur seinen eigenen Söhnen hatte er die Vorteile eines längeren Aufenthaltes in der Westschweiz und in Frankreich zu teil werden lassen. Mancher junge Berner fand durch seine Vermittlung Zugang in die Häuser Calvins und Bezas. Als er in einem Briefe vom 18. Mai 1565 dem letzteren einen Sohn des Venners Sager und einen jungen Mülinen, die nach Genf verreisten, angelegentlich empfahl, fügte er bei³⁾: wenn diese und andere der Unsrigen eine tüchtige und humane Bildung erhalten, so werden sie später umgänglichere und gewandtere Staatsmänner sein

¹⁾ Cod. Chart. A 405, 629. — ²⁾ Ibid. A 405, 617 u. 623. — ³⁾ Ibid. A 405, 622.

als die, welche formlos und ohne wissenschaftliche Bildung an diese Aufgabe herantreten. Denn ersteres verhilft doch dazu, die Ehre des Staates zu wahren und die guten Beziehungen mit auswärtigen Mächten aufrecht zu halten. Wie unermüdlich Zurkinden seinen Freunden zur Seite stand, ist in der vorliegenden Darstellung schon mehr als einmal hervorgetreten. Nachdem Beza ihn gebeten hatte, sich eines seiner Bekannten anzunehmen, antwortet er ihm am 8. Mai 1570 ¹⁾: « Wenn ich denen, die du meiner Sorge anbefiehlst, in dem Maße helfen könnte, wie ich wünschte, so würde keiner von ihnen traurig und unverrichteter Dinge wieder zu dir zurückkehren. Für deinen armen Bruder habe ich getan, was ich konnte, legte unseren Räten seinen Handel ans Herz und übersetzte seine Bittschrift in unsere Sprache. Wenn du fürchtest, mir durch solche Aufträge lästig zu fallen, so wisse, daß deine Besorgnis grundlos ist. Du weißt, ich bin kein Pedant und dir so ergeben, daß mir nicht lästig sein kann, was ich auf dein Gesuch hin unternehme.» Was ihre politische Diskussion anbelangt, so verbreitet sie sich über innere, schweizerische Zustände wie über die Politik des Auslandes. Daß Zurkinden mit ängstlicher Spannung den konfessionellen Konflikt in Glarus verfolgte, der bei der Einmischung Zürichs einerseits und der katholischen Orte andererseits zu einem Bürgerkrieg in der Eidgenossenschaft zu führen drohte, ist begreiflich. Nachdem am 3. Juli 1564 dieser gefährliche Streit durch einen Vertrag beigelegt worden war, meldet Zurkinden sechs Tage später diese Neuigkeit seinem Beza mit folgenden Worten: « Hier nichts neues, als daß, wie du schon wissen wirst, der Konflikt zwischen Glarus und den fünf Orten endlich geschlichtet ist, allerdings nicht unter durchaus billigen Bedingungen, aber doch so, wie es unter den gegenwärtigen Verhältnissen und nach dem Urteil verständiger Politiker kommen mußte. Die Glarner hätten in Religionssachen mehr Freiheit erlangen können und sich weniger Einschränkungen gefallen lassen müssen, wenn nicht gewisse, sehr ausdrückliche und

¹⁾ Cod. Chart. A 405. 625.

übelangebrachte Versprechungen im Wege gestanden wären, die sie den Zürchern für den Fall eines Krieges unbesonnener Weise gemacht hatten, und die nicht hätten gegeben werden sollen, aus Rücksicht auf den Frieden, gegen den sie sich verstießen. Sie hatten nämlich versprochen, den Zürchern zu Hülfe zu ziehen, und schon waren sie dazu bereit, wenn nicht das mittlerweile erfolgte Nachgeben der Zürcher den Ausbruch verhindert haben würde ¹⁾).

Daß die savoyische Angelegenheit, an deren Erledigung Zurkinden als bernischer Unterhändler großen Anteil hatte, in dieser Korrespondenz einen großen Raum einnimmt, ist begreiflich. Am 22. Juni 1564, noch bevor das Resultat der Volksanfrage über den Präliminarvertrag von Nyon festgestellt war, schreibt er an Beza ²⁾): «Über den Savoyerhandel schreibe ich nichts, bin ich doch gezwungen, mich mit dieser Sache bis zum Ekel abzumühen, aber unter so unsichern und zweifelhaften Aussichten, daß ich nicht beurteilen, ja nicht einmal ahnen kann, welches der Ausgang der Katastrophe sein wird. Viele machen mit Eifer und Nachdruck Lösungen geltend, welche zu erreichen, auch mein Wunsch wäre, die mir aber, so weit ich nach meinem unmaßgeblichen Urteil die Sache übersehen kann, allzu problematischer Natur erscheinen. Mit einem Worte, meine Erfahrungen von dem Ausgang solcher Aktionen lassen mich für meinen Staat eine sehr kritische Situation befürchten. Ich fürchte zwar nicht für mich, wohl aber für andere, die vielleicht weniger als ich auf das Ärgste gefaßt sind. Ich kann nur das Urteil Calvins über mich bestätigen, der zu sagen pflegte, ich sei allzusehr Politiker und Befürworter friedlicher Lösungen. Er hatte seine besondere Art, nach welcher er viele Geschäfte mit unbeugsamer Energie erledigte. Andere dagegen schlagen ein gelinderes Verfahren in der Behandlung politischer Angelegenheiten ein. Gebe Gott, daß das beste Verfahren siege! Weiteres wirst du von euren Gesandten vernehmen.»

¹⁾ Cod. Chart. A 405, 617. — ²⁾ Ibid. A 405, 629.

Am 9. Juli kann er seinem Freunde folgendes mitteilen¹⁾: «Der Ausgang des Savoyerhandels hängt nun vom Ergebnis der Volksabstimmung ab. Noch sind die Antworten der Landschaft nicht zur Behandlung gelangt. Sie weichen sehr von einander ab. Die einen wollen Krieg, die andern Frieden, wieder andere überlassen die Entscheidung dem Rate, und zwar die einen mit dem Wunsche, daß er eine friedliche Lösung suche, die andern ohne weitere Bedingung, als daß wir den nervus belli, den Geldpunkt, wohl überlegen möchten. Auf das Geld zu pochen, liegt freilich, auch wenn der Staatsschatz reichlich versehen ist, kein Grund vor, denn der Geldsäckel des Volkes ist leer, dank seiner Vergnügungssucht, seinem Aufwand und seiner Arbeitsscheu. Ich sage das nicht, um zum Kriege zu drängen, oder davon abzuhalten, worüber die Bosheit der Feinde und unsere Sünde, nach meinem Dafürhalten, schon entscheiden werden, sondern damit du einsehest, was du sowieso tun wirst, daß die Veranlassung zum Kriege und die Gelegenheit, den Frieden zu wahren, einander die Wage halten.» In Genf verfolgte man den Gang der Ereignisse mit großer Besorgnis, sah sich doch diese Stadt durch die in Aussicht genommenen Gebietsabtretungen Berns an Savoyen ihren Feinden geradezu preisgegeben. Beza hatte seinem Freunde Zurkinden die Besorgnis Genfs mitgeteilt und auch seinen eigenen Unmut über die Politik Berns nicht verhehlt. Am 15. August antwortet ihm Zurkinden²⁾: «Um auf deinen letzten Brief und die Klagen eurer Republik über die Gefahren, die ihr aus unserem Vertrage mit dem Herzoge von Savoyen erwachsen, zu antworten, so vernimm folgendes: Ihr beschuldigt uns und namentlich mich, auf euch keine Rücksicht genommen zu haben. Ich rufe für die Mühe, die ich mir für euch gab, keine andern Zeugen auf, als die Gesandten des Herzogs selber, namentlich die Herren Montfort, de la Croix und Morrens, mit denen ich mich oft dahin besprochen habe, daß Friede und Eintracht ein Ding der Unmöglichkeit seien, falls

1) Cod. Chart. A 405, 616. — 2) Ibid. A 405, 623.

der Herzog sich gegen euch feindselig verhalte. Übrigens stehe uns fest, daß der Fürst unser Bündnis (mit Genf) nicht umstürzen könne. Denn schon im Vertrage zu Payerne sei in Rücksicht auf euch die Bestimmung getroffen worden, daß ihr nicht zu den Untertanen des Herzogs gerechnet werdet, denen verboten wäre, ein Bündnis mit uns zu schließen. Unsere Selbständigkeit läßt hierüber keinen Zweifel bestehen. Sollte aber der Fürst dennoch es versuchen (die Freiheit Genfs anzutasten), so wäre das Bundesverhältnis (Berns) mit ihm in Frage gestellt. An Genf werde ihm doch nicht so viel liegen, daß er wegen dieser Stadt den nach jahrelangen Verhandlungen mühsam genug erkämpften und durch einen Vertrag befestigten Frieden werde in die Brüche gehen lassen. Die Gesandten erklärten hierauf, der Herzog wünsche nichts sehnlicher, als die Aufrechterhaltung des gegenseitigen Friedens, und jede Feindseligkeit gegen Genf liege ihm vollständig fern. Sie gaben auch die bestimmte Zusicherung ab, daß dank der Verwendung Berns alle Streitigkeiten des Herzogs mit euch endgültig begraben seien, überzeugten uns von dem guten Willen des Fürsten und bestärkten uns in der Überzeugung, daß es um eure Sicherheit besser stünde, wenn ihr euch nicht darauf versteifen würdet, ihn als Feind zu behandeln, pochend auf die Hülfe eines mächtigeren Verbündeten (d. h. Frankreichs). Zurkinden schließt, indem er sein Gewissen zum Zeugen aufruft, daß er bei allen Verhandlungen sowohl dem Staatsinteresse wie der Staatsehre Rechnung getragen habe, immerhin der Ehre noch mehr als dem Nutzen. In einem Briefe an Beza vom 17. August, spricht er sich ausführlich über die Frage des Bündnisses mit Frankreich aus, das damals in Bern die Gemüter erregte¹⁾. Zurkinden würde ein gemeinsames Bündnis der eidgenössischen Orte einem Separatvertrage vorziehen. Wohl würden bei einem Separatbündnis größere materielle Vorteile herausgeschlagen werden können, als durch einen Kollektivvertrag. Aber gerade den Finanzpunkt möchte Zurkinden ganz in den Hinter-

¹⁾ Cod Chart. A 405, 623.

grund treten lassen, wiewohl er weiß, daß diese Auffassung von Vielen als allzu philosophisch und geldverachtend werde bekämpft werden. Wenn er den Abschluß eines Bündnisses mit Frankreich befürwortet, so leiten ihn keine andern Motive als die Rücksicht auf die Sicherheit der Eidgenossenschaft und auf das Wohl der französischen Protestanten, deren Stellung durch das Zustandekommen der geplanten und vom Könige eifrig betriebenen Vereinigung offenbar befestigt würde. Diesen Standpunkt vertritt er auch in einem Briefe an Beza vom 18. Mai 1563, in welchem er ihm mitteilt, daß, nach der im Januar erfolgten Ablehnung des Bundesentwurfes durch den bernischen Rat, eine neue verbesserte Vorlage ausgearbeitet worden sei, gegen deren Annahme keine begründeten Bedenken könnten geltend gemacht werden, es sei denn, «daß man Knoten an den Binsen suche» (d. h. Schwierigkeiten wittere, wo keine seien)¹⁾. Er bedauert, daß dieses Bündnis nicht schon vorher verwirklicht werden konnte, hätte doch in diesem Falle viel Schlimmes in Frankreich verhütet werden können. Allerdings erwartete er vom König, daß er nicht etwa, durch das Bündnis allzu sicher gemacht, sich herausnehmen werde, schweizerische Truppen gegen die protestantischen Glaubensverwandten in Frankreich ins Feld zu führen, sondern sich damit begnüge, sie zum Schutze des Reiches nach außen zu gebrauchen. Aber gerade in dieser Hoffnung sollte sich Zurkinden getäuscht sehen. In Bern wäre man geneigt gewesen, ein Bündnis unter gewissen Vorbehalten zugunsten der Protestanten einzugehen, aber der König konnte sich nicht entschließen, die verlangten Garantien zu gewähren. Sichtlich enttäuscht schreibt Zurkinden am 18. August 1565 unter dem Siegel der Verschwiegenheit an Beza²⁾: «Was das französische Bündnis anbelangt, so glaube ich nicht, daß hier jemand sei, dem das Stillschweigen des Königs angenehm wäre, wodurch nun auch wir genötigt sind, Zurückhaltung zu beobachten, und verhindert werden, für dessen Abschluß zu wirken. Der Gesandte

¹⁾ Cod. Chart. A 405, 626. — ²⁾ Ibid. A 405, 644.

d'Orbais hält uns durch Vorspiegelung trügerischer Hoffnungen auf eine Antwort des Königs zum besten und schützt alles mögliche vor, was bis jetzt die Bekanntmachung einer königlichen Erklärung aufgeschoben habe. Ich hatte in dieser Angelegenheit, wie ich dir immer versicherte, nichts anderes im Auge, als euer (d. h. der französischen Protestanten) Wohl.» Zurkinden war aber nicht nur um dieser Bündnisfrage willen in gedrückter Stimmung. Im nämlichen Briefe äußerte er unverhohlen seine Mißstimmung darüber, daß der schon seit Jahrzehnten dauernde Konflikt Berns mit Genf wegen des Priorates von St. Viktor durch die Schuld seiner Obrigkeit sich wieder verschärfte. Es ist sicherlich nicht gekränkte Eitelkeit, sondern ein berechtigtes Gefühl von Unzufriedenheit, in einer Angelegenheit, auf die er sich besser verstand, als jeder andere, nicht einmal befragt worden zu sein, das ihm folgende Auslassungen in die Feder diktierte: «Ich kann dir auf deinen werten Brief nichts antworten als mit deinen eigenen Beschwerden, die auch die meinen sind. Meine Verlegenheit ist umso größer, als unsere Leute zu beschuldigen, unziemlich, ihrer Ansicht beizupflichten, charakterlos, aufzubegehren, übel angebracht und nutzlos wäre. Denn man hört doch nicht auf die, welche nicht mit derselben Autorität bekleidet sind, wie jene andern, denen die Lenkung des Staates zusteht. Fortwährend wird uns bei der leisesten Kritik bald mit offener, bald mit verblümter Geringschätzung unsere untergeordnete Stellung vorgehalten. Das Befehlen sei Sache der Räte, den Schreibern gezieme Gehorsam! Ich kann dir nur sagen, daß ich und meinesgleichen zu den Beratungen nicht mehr zu sagen haben, als der Türhüter des Rathauses, so tief ist die Überzeugung eingewurzelt, niemand verstehe auch nur etwas, der nicht zum Titel und Rang eines Rats Herrn gelangt sei. Daher kommt es, daß ich ganz den Mut verliere und Vieles bleiben lasse, was hätte nützen können. Wie es sich mit jenem Handel von St. Viktor verhält, weiß ich sehr gut, der ich seit mehr als 25 Jahren bei allen Verhandlungen zugegen war. Der Konflikt könnte mit Leichtigkeit beigelegt werden, wenn man die anhören würde, die

nicht nach dem urteilen, was ihnen gerade einfällt, sondern gestützt auf zuverlässiges Urkundenmaterial herauszubringen imstande sind, innert welcher Grenzen sich hohe, mittlere und niedere Gerichtsbarkeit bewegen. Aber, gütiger Gott, welch ein Gelächter würde der erregen, der sich als neuer Doktor zu produzieren wagte!»

Schwere Besorgnisse über die Lage der französischen Protestanten äußert er in seinem Briefe an Beza vom 12. November 1565 ¹⁾. Er hält dafür, daß die Gegner durch die in letzter Zeit unternommene verdeckte Bekämpfung des Evangeliums weit mehr erreichen werden, als durch Anwendung offener Gewalt. Seine Hoffnung, daß diese Gefahren den Protestanten die Augen öffnen möchten, ist freilich eine sehr geringe, denn bei Leuten, die von Lehren wie die Ubiquität Christi eingenommen und von Haß gegen die Anhänger der einfachen Wahrheit geblendet seien, sei überhaupt alle Mühe vergeblich aufgewendet. Zurkinden spielt sodann auf eine nach seinem Ermessen übel angebrachte Kundgebung an, die durch die Führer der Protestanten Frankreichs unbedingt öffentlich desavouiert werden sollte. Sodann erwähnt er einen ärgerlichen Handel zwischen Bern und den Genfern wegen einer von den Letzteren beseitigten Grenzsäule und gibt Beza Ratschläge, wie der Spahn auf gütlichem Wege beizulegen wäre. Etwas malitiös spricht er den Wunsch aus, daß die Genfer sich mit ihrem zukünftigen Anstößer, dem Herzog von Savoyen, besser vertragen möchten, als mit Bern, das nun nach dem Lausannervertrag einen großen Teil seiner bisher an Genf grenzenden Gebiete an jenen Fürsten abtreten wird, es sei denn, daß noch vorher eine große Katastrophe beide Staaten verschlinge. Kaum hatte er diesen Brief abgesandt, so kam ihm jenes Schriftstück zu Gesicht, das, wie Beza sich ihm gegenüber beklagt hatte, im Namen der französischen Kirche durch ganz Deutschland verbreitet worden war. Zurkinden charakterisiert diese Kundgebung in seiner Antwort an Beza vom 13. November ²⁾ als entschieden antipapistisch,

¹⁾ Cod. Chart. A 405, 619. — ²⁾ Ibid. A 405, 622.

in der Abendmahlslehre aber eine Verständigung zwischen Reformierten und Lutheranern bezweckend und in diesem Dogma den Bestimmungen der Augsburgerischen Konfession beipflichtend. Hat er auch nichts gegen den Inhalt einzuwenden, so hält er doch dieses Manifest für inopportun, weil es bei den Katholiken den Eindruck hervorrufen könnte, als ob die französische Kirche ihren Boden unter den Füßen verliere. Wäre es besser gewesen, diese Manifestation zu unterlassen, so dürfe man sie doch nicht allzu schroff desavouieren und damit den Anschein erwecken, als sei man gegen die Anhänger der augsburgerischen Konfession unfreundlich gesinnt. Ein Konflikt mit der deutschen Kirche bringe den Protestanten Frankreichs keinen Gewinn, und besser wäre es, mit vereinigten Waffen gegen den Antichristen zu kämpfen, als sich gegenseitig zu befehden. Zurkinden möchte allerdings nicht etwa von der als wahr erkannten, reformierten Abendmahlslehre abgehen, wohl aber die in diesem Punkte bestehende Abweichung vom lutherischen Dogma um des Friedens willen etwas in den Hintergrund treten lassen. Dem Vorwurf allzugroßer Ängstlichkeit, den er sich durch seine Stellungnahme leicht zuziehen könnte, begegnet er mit der Beteuerung, daß nicht die Angst um sein Geschick, sondern die Sorge um das Wohl der andern ihn zu seinem vorsichtigen Verhalten veranlasse.

Von diesem Briefe an erleidet die Korrespondenz Zurkindens mit Beza eine Unterbrechung von anderthalb Jahren. Trotzdem sind es teilweise die nämlichen Sorgen, die im nächsten, vom 5. August 1567 datierten Briefe Zurkindens zur Sprache kommen¹⁾. Der Vertrag von Lausanne von 1564 konnte erst jetzt zur Ausführung gelangen, und eben sollte die Restitution der drei Vogteien Gex, Thonon und Ternier an Savoyen und der Abzug der bernischen Amtleute stattfinden. Den durch diesen Besitzwechsel geängstigten Beza sucht Zurkinden zu beruhigen. Es handle sich lediglich um die Ausführung früher gefaßter Beschlüsse. Bern könne nun einmal nicht anders, als das Unvermeidliche geschehen lassen, und

¹⁾ Cod. Chart. A 405, 639.

habe in die vom Herzog ausdrücklich verlangte Ratifikation des Vertrages durch die Könige von Frankreich und Spanien sich finden müssen. Er bittet dabei seinen Freund, zu den üblichen Trostgründen seine Zuflucht zu nehmen. Auch stellt er in Abrede, daß die Furcht vor Spanien den Gang der Ereignisse beeinflusst habe, und gibt seinem Freunde zu bedeuten, daß auch im Interesse Genfs diese Lösung einem sonst unvermeidlichen Kriege vorzuziehen sei. Weiter berichtet er, daß innert der nächsten zehn Tage die Frage eines französischen Bündnisses aufs neue vor dem Räte zur Verhandlung gelangen werde, das bis jetzt nicht zustande gekommen sei, wegen der von Bern verlangten, aber vom König verweigerten Garantien zum Schutze Genfs und der Glaubensgenossen in Frankreich. Als Haupthindernis, das der Verwirklichung des Bündnisses im Wege stehe, bezeichne der König die Religionsfrage. Dieser fürchte, daß, wenn den evangelischen Orten der Rücktritt vom Bündnis zugestanden werde, im Falle einer Verwendung schweizerischer Soldtruppen gegen die Glaubensgenossen, die katholischen Orte die nämliche Vergünstigung beanspruchen könnten, wenn dem Papsttum ein Nachteil drohe. Der König verspreche, Genf in Ruhe zu lassen, sofern ihm der Handelsverkehr mit den Schweizern und der sichere Durchpaß durch dieses Gebiet gestattet werde. Hinwiederum erkläre er es, mit Rücksicht auf seine Verwandtschaft und seinen Vertrag mit dem Herzoge von Savoyen, für unmöglich, diese Stadt in unser Bündnis aufzunehmen, die vielleicht pochend auf dieses Bündnis, hintendrein es wagen würde, ihm, dem Fürsten von Savoyen seine berechtigten Forderungen abzuschlagen und ihn mitten im Frieden anzugreifen, in der Hoffnung, uns und den König für den Fall eines Krieges auf ihre Seite zu ziehen. Zurkinden hofft aber doch, daß es gelinge, Genf in das Bündnis aufnehmen zu können, und versichert, daß Bern sein möglichstes tun werde, dies zu erwirken. Nochmals beteuert er, zugunsten Genfs alles versucht zu haben, und teilt Beza die Namen der eidgenössischen Kommissäre Pfyffer, Reding, Schuler und Krug mit, welche an die Übergabe der drei Vogteien abgeordnet

waren, damit Genf allfällige Wünsche bei ihnen anbringen könne. Diese Übergabe ging wirklich von statten, jedoch das Bündnis mit Frankreich kam abermals nicht zustande. Im Herbst 1567 brach aufs neue der Bürgerkrieg in Frankreich aus, und während aus den katholischen Orten der Eidgenossenschaft ein stattliches Heer ihrer Glaubenspartei zu Hülfe zog, erhielten Condé und der mit ihm ins Feld rückende Casimir von der Pfalz Zuzug aus den reformierten Kantonen.

Der Brief an Beza vom 9. Dezember 1567 ¹⁾ zeigt uns Zurkinden als unverbesserlichen Idealisten, oder besser gesagt, als entschiedenen Christen, der die Forderungen der Bergpredigt unerbittlich ernst nimmt und die Anwendung von Gewalt verwirft, auch wenn von ihr der Sieg abhängt. Wenn ihn das geflossene Blut der Feinde reut, so will dies umso mehr sagen, als er im gleichen Briefe die Ermordung seines Sohnes Marx meldet, der gerade durch die nämlichen Feinde den Tod gefunden hat. «Es muß einer schon ein gottloser Mensch sein, den das in diesen Kämpfen des Bürgerkrieges vergossene unschuldige Blut nicht heftig schmerzt. Ja, auch das unserer umgekommenen Feinde! Meine Ansicht über die gegenwärtige Lage, über die Entschlüsse und Taten der Unsrigen, kennen diejenigen sehr wohl, welche aus Frankreich hieher kamen, und bei denen ich, da sie von mir etwas anderes erwarteten, in geringer Gunst stehe. Meine Meinung, die ich offen und deutlich aussprach, geht nämlich dahin, wir sollten die offene Gewaltanwendung seitens unserer Feinde eher abwarten, als provozieren, wir würden, als zum Kriege Ge reizte und Genötigte, umso tapferer sein, wie auch allen Recht denkenden mehr Vertrauen einflößen, und wir dürften hoffen, daß viele, aus Sympathie für unsere Mäßigung, für uns zu den Waffen greifen würden, die sich nicht mit denen verbinden wollen, welche den Krieg absichtlich sich zugezogen haben. Denn du weißt, daß heute eine große Partei über unsere Beteiligung zu diesem Kriege so urteilt. Mehr zu sagen, wäre vergeblich ge-

¹⁾ Cod. Chart. A 405, 627.

wesen, da Andern die entgegengesetzte Ansicht gefällt, die zu bekämpfen, mir nicht ziemt. Ich überlasse jeden seinem Gewissen. Gott weiß, welche das Bessere wollen. Jedenfalls haben schon viele Ereignisse den Beweis erbracht, wie unglücklich bis jetzt für das Evangelium Christi gekämpft worden ist, das wir mit Waffengewalt verbreiten zu müssen wähnen! Ich halte dafür, daß wir unser Kreuz tragen müssen, daß die Lehre Christi durch unser Blut und nicht durch das Blut Anderer ausgesäet werden soll, und daß erst dann zu den Waffen gegriffen werden darf, wenn die Not uns tatsächlich zwingt, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben und Weib und Kind zu schützen. Es kommt über diesen Handel mehr an den Tag, als gut ist, und allerlei, was uns schadet und uns viele Verleumdungen zuziehen wird. Das Verhängnis des Geldmangels, das auf der Partei Condés lastet, habe ich stets befürchtet, glaube aber nicht, daß ein Heilmittel dagegen könne ausfindig gemacht werden. Über Basel ist meine Ansicht dieselbe. Denn solche Staatswesen wollten immer lieber das ersparte Geld für ihren Gebrauch, etwa für einen allfälligen Krieg, aufbewahren, als auf ein fremdes Loos setzen und dann, wenn dieses ungünstig ausfällt, in Geldverlegenheit sein und von allen Mitteln entblößt dastehen.» Erst jetzt kommt Zurkinden auf den Tod seines Sohnes zu sprechen in einigen Sätzen, die anderswo ihre Stelle gefunden haben, und beendet diesen Brief mit Freundschaftsbeteuerungen an Beza und einem Nachwort, das folgendermaßen lautet: «Ich fürchte sehr, daß das deutsche Reiterheer, in seiner Hoffnung auf Beute und Sold getäuscht, aus Geldgier zum Feinde übergeht. Was die Unseren bei Sens erreichen, kann ich nicht voraussagen. Jedenfalls haben sie von dem Hinausziehen des Krieges, meines Erachtens, keinen Gewinn, wohl aber zieht der König daraus großen Nutzen, der sich inzwischen Truppen und Zufuhr verschafft. Aber ich ängstige mich umsonst, kenne ich doch nicht den Ratschluß des Höchsten!

Ein vom 23. Dezember des nämlichen Jahres datiertes Briefchen Zurkindens gibt dem Wunsche Ausdruck, daß doch die im Kriege begriffenen französischen Protestanten und die ihnen

zu Hülfe gezogenen Eidgenossen sich vor aller Gewalttat und Ungerechtigkeit hüten möchten¹⁾). Die Nachbarn Berns — er meint wohl die angrenzenden katholischen Orte — hätten große Mühe, ihren Zorn zu verbergen, hielten sich aber einstweilen noch ruhig. Von Italien sei Bericht angekommen, daß der Großtürke eifrig die Ausrüstung einer großen Flotte betreibe, ein drohendes Gottesgericht, das die Christenheit leider verdient habe. Der nächstfolgende in der Reihe der erhaltenen Briefe vom 17. März 1570 beginnt mit einer Danksagung für die Zusendung von Bezas *Quaestiones Theologicae*, die mit dessen Freunden Michel Cop und Henry Scrimger gemachte Bekanntschaft und die gute Nachricht von dem Nachlassen der Pest in Genf²⁾). Er möchte es zwar fast für einen üblen Scherz halten, daß Beza ihn um sein Urteil über die zugesandte Schrift ersucht, wenn er nicht der Aufrichtigkeit seines Freundes gewiß wäre, und spricht seine Genugtuung aus über dessen ablehnende Haltung gegenüber der damaligen lutherischen Dogmatik. Zum Schlusse spricht er sich über die in Deutschland sich abspielenden theologischen Kämpfe aus: «Man erzählt Wunder von den Streitigkeiten, welche in Sachsen zwischen Majoristen und Lutheranern über die Rechtfertigung durch den Glauben ausgebrochen seien, und über die Vorgänge in der Pfalz, wo die Mitglieder des Fürstenhauses wegen der Frage der Kirchenzucht von den verschiedenen Parteien in Beschlag genommen und gegen einander aufgehetzt, sich schlecht miteinander vertragen. Ich fürchte sehr, daß die Weissagung des Sophisten Dr. Eck sich bewahrheiten wird, die er gegenüber Melanchthon, der papistische Irrtümer widerlegte, aussprach. Er sagte nämlich, diese Irrtümer seien in einer langen Reihe von Jahren entstanden; wir Evangelische aber würden innerhalb ganz weniger Jahre, wenn nicht denselben, so doch neuen und gefährlicheren Irrtümern Eingang verschaffen, und da ziehe er denn doch die alten, einem lieb gewordenen Irrtümer vor. Wollte Gott dieser Bileam hätte gelogen. Mich schmerzt dies Alles, denn ich weiß

1) Cod. Chart. A 405, 636. — 2) Ibid. A 405, 642.

wohl, welches der Ausgang jener maßlosen Zänkereien sein wird, wenn die Welt es satt bekommt, die Plage, welche jene Konflikte ihr verursachen, länger zu dulden. Dann werden die Einen sich dem Atheismus, die Andern dem Papsttum zuwenden, nur damit der öffentliche Friede erhalten bleibe. Diesem Übel könnte durch die Besonnenheit der Fürsten und der Theologen begegnet werden, wenn nicht die Liebe in dem Maße erkaltet wäre, als der Ehrgeiz, Recht zu behalten, gewachsen ist, so daß ich glauben muß, es sei um den Zusammenhalt unter den Protestanten geschehen. Doch ich halte dich länger auf, als ich mir vorgenommen, und mit Recht wirst du mir vorwerfen, was einst Vater Calvin mir entgegenhielt, daß ich meine Geistesgaben durch zu weit getriebene Weichherzigkeit verdunkle.» Das Nachwort enthält die für Zurkindens Auffassung der Weltereignisse bezeichnende Äußerung: «Anfang und Ende des französischen Bürgerkrieges kommen mir vor, wie ein Bild der Zerstörung Jerusalems.» Wie aus einem kurzen Schreiben an Beza vom 8. Mai 1570 hervorgeht, hält er es für notwendig, den Freund über die Absichten des Herzogs nochmals zu beruhigen. Um des Friedens willen müsse man sich zu Konzessionen verstehen können; das habe auch Bern erfahren müssen¹⁾. 1570 fragte er Beza an, ob er das Büchlein, das er ihm im Auftrage ihres gemeinsamen Freundes Liner aus St. Gallen durch einen Boten zugesandt hatte, auch wirklich erhalten habe, teilt ihm den Tod seiner Tochter mit, und bittet um Nachrichten über die Lage der Protestanten Frankreichs, mit der Bemerkung, es genüge, wenn der vielbeschäftigte Beza seinen Amanuensis mit dieser Aufgabe betraue²⁾: «In Bern hält der Tod reiche Ernte. Sieben Mitglieder des Rates sind im letzten halben Jahre gestorben, andere werden ihm binnen kurzem nachfolgen. Über den Zustand unserer Kirche will ich nichts schreiben, steht es doch, wie du weißt, mit ihr derart, daß die Rechtdenkenden besser tun, eine Wendung des Guten zu wünschen, als zu erwarten. Ich

¹⁾ Cod. Chart. A 405, 625. — ²⁾ Ibid. A 405, 626.

fürchte, daß wir schwere göttliche Strafgerichte zu gewärtigen haben wegen unserer Lauheit, und weil wir nichts von dem herben, männlichen Wort Gottes wissen wollen. Ach, möchte doch das heilige und hehre Antlitz der Braut Christi, wie die Apostel es uns geschildert haben, dereinst über unsern Enkeln leuchten. Denn, daß wir es je schauen, besteht keine Hoffnung, da wir ja lieber mit berauschendem Wein, als mit Geist und Feuer wollen getauft werden.» Aus dem folgenden Jahre 1571 sind zwei Briefe an Beza erhalten¹⁾. In dem vom 1. Juni gibt er seinem Schmerze über den Hinscheid Virets Ausdruck und kommt sodann auf den Konflikt in Basel zu sprechen, wo die von Antistes Sulzer geführte lutherische Partei den in der Abendmahlslehre zwinglisch gesinnten Diakon Erzberger von seiner Stelle verdrängt hatte. Wie Zurkinden bemerkt, erregte dies in Zürich großen Unwillen. «Es kommt mir vor, daß der Streit mehr schlummere, als in Wirklichkeit überwunden sei. Übel angebracht scheint es mir, daß jede Partei den Sieg für sich in Anspruch nimmt. Es hätte genügt, das Volk zu belehren und es den Hörern zu überlassen, für welche Auffassung sie sich entscheiden würden, vom Augenblicke an, da man sich nicht einigen konnte. Freilich wäre eine Einigung zu wünschen, damit nicht die Angehörigen desselben Staates und derselben Kirche durch innern und äußern Streit so sehr heimgesucht werden, daß schließlich Widerwille gegen die Religion überhaupt einreißt.» Endlich teilt er seinem Freunde mit, daß der Herausgeber des Testamentes von Brenz, welches eine Verdammung der Zwingli-
aner enthalte, durch Sturz aus dem Fenster, wie man sage, freiwillig aus dem Leben geschieden sei. Im Nachwort machte er eine Mitteilung, welche uns darüber aufklärt, warum von seiner großen Korrespondenz nur so wenig übrig blieb. «Ich habe neu-
lich alle Briefe durchgesehen, die seit vielen Jahren meine Freunde an mich geschrieben haben, und die zerrissen, die ihnen hätten Verlegenheiten bereiten können, sofern sie nach meinem Tod in

¹⁾ Cod. Chart. A 405, 620 u. 631.

die Hände Übelwollender geraten wären. Aus der Zahl der deinigen habe ich die aufbewahrt, deren Veröffentlichung du ohne Bedenken würdest gestattet haben.» Mittlerweile war ein Brief Bezas eingetroffen, der ihm Nachrichten über die Synode von La Rochelle gab. Zurkinden, der für die Sicherheit seines Freundes in Frankreich gebangt hatte, beglückwünschte ihn zu seiner Heimkehr. Als Neuigkeiten teilte er ihm mit, daß er aus Briefen katholischer Franzosen an bernische Bekannte sich habe überzeugen können, daß die Heirat Colignys selbst von manchen seiner Feinde in sympathischer Weise beurteilt werde, daß die türkische Flotte eine Unternehmung gegen Spanien vorbereite und daß die Republik Venedig vollständig unter die Herrschaft eines Feldherrn, den sie in ihren Sold genommen, geraten sei. Über den niederschmetternden Eindruck, den die Bartolomäusnacht auf ihn gemacht haben muß, geben uns keine brieflichen Mitteilungen Auskunft. Dagegen äußert er sich in einem Briefe an Beza vom 14. Januar 1573 über eine Publikation eines in Bern sich aufhaltenden französischen Edelmannes, welche dieses Ereignis zum Gegenstande hatte¹⁾: «Jene Geschichte von der Ermordung des französischen Adels hat mir an sich nicht mißfallen; nur ermahnte ich den Herrn Ricaldus (?), er möge nichts veröffentlichen, was mit Recht, als der Wahrheit nicht gemäß, widerlegt werden könnte, und drang darauf, daß er nach der Sachlichkeit und Zuverlässigkeit trachte, wie sie sich für einen Verfasser geziemen . . . Wegen des letzten Wortes des Bricmaldus war ich so gut wie nicht beunruhigt, da der nahe Tod ihm die Freiheit gab, die Wahrheit zu sagen²⁾. Es scheint mir dem Wesen der Geschichtsschreibung nicht zu widersprechen, daß verschiedenartige Aussprüche kompetenter Männer über jenen Mord zirkul-

¹⁾ Cod. Chart. A 405, 647. — ²⁾ Was mit der Suprema vox Bricmaldi gemeint ist, läßt sich nicht mit Genauigkeit nachweisen. François de Beauvais, Herr von Briquemault, ein hugenottischer Heerführer, verlor in der Bartolomäusnacht sein Leben. Zwei Söhne, Jean und François, konnten sich retten und flohen nach Genf. Ist vielleicht der sonst unbekannte Name

lieren. Warum sollte dies nicht möglich sein bei der allgemeinen Erregung, wie sie einer so unerhörten Schandtats entspricht? Der Höfling Bellièvre, Gesandter des Königs, sein Trabant und Hausfreund und von ihm instruiert, konnte an der eidgenössischen Tagsatzung keine andere Rolle spielen, als die, welche sein Auftraggeber von ihm verlangte, und mußte natürlich so reden und handeln, wie ihm befohlen war. Du weißt ja, was Sklaven geziemt! Ich würde dir ein Exemplar seiner Rede schicken, wenn eines zur Verfügung stünde. Doch wurde unseren Gesandten nur ein Exemplar zugestellt, von welchem der Rat noch nicht Einsicht genommen hat. Ich habe sie in aller Eile durchgelesen; doch enthält sie, ob auch sehr ausführlich gehalten, nichts als eine schwere Anklage gegen Charakter und Wandel des Admirals. Er beschuldigt ihn, allein den Adel verleitet zu haben, was in diesen Kreisen freiwillig bestätigt worden sei, klagt ihn der Habsucht, Plünderung und Räuberei an, auch der Vermessenheit und des äußersten Trotzes. Er habe, pochend auf seine Partei, es gewagt, in der königlichen Rats-sitzung, in Gegenwart des Herrschers, Allen offen ins Gesicht zu sagen, wenn sein Antrag, betreffend die Pazifikation des Königreiches, nicht angenommen werde, so sei er stark genug, ihn mit Waffengewalt zu verteidigen und durchzusetzen. Der König habe dafür gehalten, es sei besser, Solches und noch vieles Andere geduldig zu ertragen, statt das Königreich wieder in einen Krieg zu verwickeln. Auch sei der König nicht Mitwisser des Anschlages eines Edelmannes auf den Admiral gewesen, sondern habe große Entrüstung über den Schuldigen empfunden, bis er schließlich von rechtdenkenden Männern, auch von solchen unserer Religion, zum Aufsehen gemahnt, zur Gewißheit gelangt sei, daß der Admiral und achthundert Mitverschworne, die damals in Paris waren, einen Anschlag auf das Leben der Königinmutter, des

Ricaldus eine Verschreibung aus Bricmaldus? In diesem Falle wäre der Aufenthalt eines der beiden Briquemault in Bern erwiesen. In den bernischen Ratsmanualen finden sich keine Angaben über einen solchen Aufenthalt und über Publikationen, die Bartolomäusnacht betreffend.

Herzogs von Guise und der Brüder des Königs gemacht hätten. Daraufhin beschloß der König, nach Zusammenberufung des Rates, es sei die Ermordung eines so barbarischen und unmenschlichen Feindes nicht zu rächen, habe sie doch dem Lande den Frieden gebracht. Doch gesteht Bellièvre, daß die Volkswut sich in grausamer Weise gegen viele Unschuldige, die von der Verschwörung des Admirals nichts gewußt hätten, gewütet habe, was vom König weder befohlen noch gebilligt worden sei. Übrigens beabsichtige der König keineswegs, freie Staaten außerhalb seines Reiches um des Glaubens willen irgendwie zu beunruhigen, allerdings in der Voraussetzung, daß in seinem Reiche ihm freistehe, die Gesetze anzuwenden, so gut wie anderen Potentaten, die er nicht im geringsten daran hindere. Und wie er gewillt sei, den Frieden mit den auswärtigen Mächten aufrecht zu halten, so sei er auch zum Kriege und zur Abwehr gegen die bereit, welche sich unterstünden, gegen seine Absichten und seinen Willen das Reich zu ordnen. Das war ungefähr der Inhalt seiner Rede, die verschieden aufgenommen, doch mehrenteils wenig Beifall fand. Welche Unterstützung La Rochelle von den Engländern erhalten wird, weiß ich nicht, denn hier wird berichtet, daß die Engländer nicht so einig seien, daß die eine Partei es wagen dürfte, sich zur Hülfeleistung zu rüsten. Bellièvre hat mit königlichem Gelde ein Heer von 6000 Schweizern angeworben. Ich bin froh, daß mit dem Schmelzen des Eises auch eure Furcht vorbei ist, denn es wäre mir zuwider gewesen, wenn eure Republik die Last einer militärischen Besatzung auf sich hätte nehmen müssen ¹⁾. Diese Ausgabe für militärische Zwecke kann für einen besseren Zweck übrig bleiben.»

Ein zweiter Brief, den er dem eben geschriebenen einige Tage später, am 24. Januar, nachsandte ²⁾, läßt eine Eigenschaft

¹⁾ Offenbar eine Anspielung, daß durch Gefrieren des Sees die Stadt von dieser Seite her im Falle eines Angriffes gefährdet gewesen wäre, und sich durch vermehrte Besatzung hätte schützen müssen.

²⁾ Cod. Chart. A 405, 646.

Zurkindens deutlich hervortreten, die mit Verschweigen nicht beseitigt wird, nämlich seine Ängstlichkeit, wo es sich um Fragen auswärtiger Politik handelte. Er schreibt: «Zu meinem letzten Briefe habe ich nachzutragen, du möchtest für dich behalten, was ich dir über Bellièvres Rede an der Tagsatzung mitteilte, und es sei auf diesen Mann, von dem ich weiß, daß er hier für eure Sicherheit einsteht, Rücksicht zu nehmen, damit ihr ihn nicht etwa in Wort oder Schrift hernehmet. Lassen wir uns auch nicht darüber aufregen, daß er den toten Admiral beschuldigte. Wenn er nur unser Wohl im Auge hat! Er tat nur, was ihm von seinem Herrn anbefohlen war, dem er sich nicht widersetzen durfte. Ich möchte auch, daß gegenwärtig die Schrift über die Ermordung des Admirals unterdrückt würde, damit nicht das Geschäft gestört wird, von dem du bald hören wirst, und das für euch große Vorteile bietet.» Zurkinden macht sich auf den Vorwurf gefaßt, daß er eine schlechte Sache in Schutz nehme, versichert aber, daß ihn nichts anderes leite, als der Wunsch, die Stadt Genf vor der Gefahr eines Krieges zu bewahren, eine Aussage, der wir wohl Glauben schenken dürfen.

Ganz anderer Art ist der Brief vom 31. Juli 1573¹⁾. Die Äußerungen über die h. Schrift, die seinen Hauptinhalt ausmachen, finden sich anderen Ortes wiedergegeben. Nur am Schluß streift er das politische Gebiet. Die in Frankreich in diesen Tagen vollzogene Annäherung der beiden Parteien flößt ihm wenig Vertrauen ein. Es sei doch im Verhältnis zu den ungeheuren Opfern an Menschenleben wenig gewonnen. Auch den Gang der Ereignisse in Flandern, wo die Macht Albas eine neue Stärkung erfahren habe, kann er nur beklagen.

Von diesem Zeitpunkte an werden die noch erhaltenen Briefe an Beza seltener. Andere Ereignisse stehen jetzt im Vordergrund, aber der Briefschreiber bleibt derselbe, wie seine Zeilen vom 13. September 1576 deutlich erkennen lassen²⁾. Zurkinden hatte mit diesem Briefe ein von Linder ihm übergebenes Aktenstück

¹⁾ Cod. Chart. A 405, 604. — ²⁾ Ibid. A 405, 635.

über eine Kontroverse, die von Genf aus mit einem Unbekannten aus Lyon geführt worden war, im Auftrage Liners an Beza geschickt. Bei dieser Gelegenheit äußert er seinem Freunde gegenüber sein Unbehagen darüber, daß schon so bald nach dem Frieden vom Mai, welcher den Protestanten freie Religionsübung in Frankreich zugestand, reformierte Prediger nur allzueilfertig nach diesem noch keineswegs beruhigten Lande gezogen seien. Er fürchtet, diese Leute möchten in ihrem Übereifer den mühsam genug zustande gebrachten Frieden stören, und bittet Beza, diese «großen Geister» im Zaume zu halten, damit sie nicht das Land aufs neue in Gefahren stürzten. Zurkinden hatte auch bernische Geistliche ersucht, in diesem Sinne zu wirken, glaubt aber nicht, daß ihr Selbstgefühl es ihnen erlaube, seiner Anregung folge zu leisten. Ein Brief vom 15. Dezember 1578 beginnt mit einer Beglückwünschung Bezas, in dessen Haus die Pest eben eingekehrt war, sich aber auf ein Opfer — eine junge Magd, die offenbar die Krankheit überstand — beschränkte¹⁾. Sodann auf das politische Gebiet übergehend, bemerkt er, ohne auf Einzelheiten einzutreten, wie sehr die Schicksale Berns und Genfs von einander abhängig seien. «Welche anders urteilen, sind blind und wollen nicht einsehen, daß, wenn Genf fällt, es um unsere Sicherheit geschehen ist.» Was die Lage der beiden einander gegenseitig bedingenden und bedürfenden Republiken anbelangt, so sei sie umso unsicherer, weil der König von Frankreich, auf dessen Schutz Bern und Genf, mit Rücksicht auf den gemeinsamen Feind, den Herzog von Savoyen, angewiesen seien, nicht die wünschbaren Garantien biete. Ein Brief vom 5. November 1580 beginnt mit Versicherungen seiner Beschämung und seines Dankes, daß der von allen Seiten her in Anspruch genommene Beza mit ihm, dem unbeschäftigten Privatmanne, zu korrespondieren, nicht müde werde²⁾. Und doch habe er in der letzten Zeit selten zur Feder gegriffen. Warum hätte er schreiben sollen? Er könne doch nur Schlimmes melden, und dessen erfahre Beza sowieso mehr als genug.

¹⁾ Cod. Chart. A 405, 649. — ²⁾ Ibid. A 405, 647.

So habe der Bischof von Basel, mit Genehmigung des Papstes, einen Bund mit den katholischen Ständen geschlossen. In Pruntrut versuche der Bischof von Vercelli, der päpstliche Gesandte Bonomio, die spanische Inquisition einzuführen, und bedränge die dortigen Evangelischen. Durch Sulzer, der zwar selber nicht mehr schreiben könne, habe er erfahren, daß die Stadt Köln von Räuberscharen umschwärmt werde, die an Zahl einem Heere gleich und von einem Unbekannten angeführt, für eine eigentliche Gefahr Deutschlands gehalten würden. Auch in Bern stehen die Dinge schlecht. «Was ich dir neulich, oder vielmehr von jeher über die hiesigen Zustände geschrieben habe, muß ich dir abermals bestätigen. Um es kurz zu sagen, ich verzweifle an einer Heilung und an einer bessern Zukunft. Es herrscht eine völlige Haltlosigkeit. Nichts mehr wird ernst genommen. Die Privatinteressen verdunkeln die öffentlichen völlig, so daß selbst die klarer Sehenden, eingeschüchtert durch das Übergewicht der Machthaber, meinen, sie dürften nicht anders, als deren Vorgehen und der öffentlichen Meinung beipflichten. Niemand hat Mut zu einem entschiedenen Auftreten. Ich, der nicht zu allem schweigen mochte und vergeblich mahnte, habe meinen Widerstand aufgegeben, überwunden durch Mißerfolge und das den Tod voraus verkündende Greisenalter. Nicht als ob ich mit diesen faulen Zuständen einverstanden wäre. Aber ich mag dem herannahenden Unheil nicht widerstehen, weil es nun einmal ein Gottesgericht ist, das über uns kommen und die Schnarchenden überraschen wird. Dies sage ich nur dir und möchte nicht es allen anvertrauen.» Sein letzter Brief an Beza vom 3. Juli 1585 gibt diese tief pessimistische Stimmung in noch verstärktem Grade wieder¹⁾. Er beginnt mit der Versicherung, daß das Schreiben ihm mehr und mehr verleihe, könne er doch nichts melden, als daß der Zorn Gottes immer drohender nahe! «Mir scheint es so zu stehen, daß wir entweder mit Aufbietung aller Anstrengung siegen, oder dann tapfer kämpfend unterliegen müssen, damit wir durch unsern

¹⁾ Cod. Chart. A 405. 641.

Untergang die verruchte und gottlose Rotte der Feinde vor Gottes Angesicht mit Recht des vergossenen, unschuldigen Blutes anklagen und den Sieg vor seinem Richterstuhl davontragen können ... Wohl verheißen uns Einige die Hülfe Gottes, welche er den Seinen einst gewährte, aber unter Bedingungen, welche heute in solche Vergessenheit geraten, ja in Mißachtung gefallen sind, daß diese Verheißungen in mir nicht mehr recht Hoffnung auf Gottes Gnade erwecken können.»

Es ist eigentlicher Lebensüberdruß, welcher Zurkinden beherrscht. Mag auch seine trübe Stimmung beeinflusst sein durch körperliche Leiden und durch die Last niederdrückender Schicksale, die über ihn ergingen, so müssen doch die Zustände Berns am Abend des Jahrhunderts derartige gewesen sein, daß einem Manne von großer Seele, wie Zurkinden, nicht viel anderes übrig blieb, als über verlorne Hoffnungen zu trauern. Die unerfreulichen Tatsachen, welche die zeitgenössische Chronik von Haller-Müslin berichtet, dürften dieses Urteil eher bestätigen als widerlegen.

Aus der Korrespondenz Zurkindens mit Calvin und Beza geht deutlich hervor, daß ihm der Verkehr mit den Vertretern des französischen Protestantismus Bedürfnis und Erholung war. Bei diesen Männern fand er das, was er in seiner näheren Umgebung vermißte, eine ernste Religiosität verbunden mit hoher Geisteskultur. Besonders lebhaft waren seine Beziehungen mit den Genfern und einigen Protestanten Frankreichs. Unter seinen Freunden und Korrespondenten finden wir Raymond Chauvet, Germain Colladon, Jean Crespin, Jean Louis Curtet, Michel Cop, Robert Etienne, Jean Le Fert, Louis Le Franc, Jean Du Moulin, Petrus Ramus, Michel Roset, Henry Scrimger, Doctor Sarrasin, Benoit Tissier, Michel Varro, Männer, die zu den Mitarbeitern und Gesinnungsgenossen Calvins und Bezas gehören. Doch verkehrte er auch mit Leuten aus dem entgegengesetzten Lager, wie mit Ami Perrin und Pierre Vandel, ohne daß ihre Gegner, die doch darum wußten, ihm deswegen gezürnt hätten. Seine Beziehungen mit dem franzö-

sischen Agenten Alysius mögen mehr geschäftlicher Art gewesen sein, führten aber doch zu einem Briefwechsel, der sich auch über politische Dinge erging. Noch sei seiner Freundschaft gedacht mit J o h a n n L i n e r, dem glaubenseifrigen St. Galler Kaufmann, der seine Geschäftsreisen nach Frankreich benutzte, den dortigen Glaubensgenossen behülflich zu sein, und mit dem Straßburger Obrecht, dem er durch Vermittlung Bezas am 31. August 1565 seinen Sohn Max empfiehlt, der ihn etwa auch in Bern besucht und identisch ist mit Didymus Obrecht, dem ehemaligen Schüler des Rechtgelehrten und spätern Märtyrers Anne Dubourg.

Aber Zurkinden hatte noch andere Anliegen als die, welche ihn einem Calvin, Beza und ihren Anhängern nahe brachten. Seine freien Ansichten über die Toleranz und seine Scheu vor allzu scharf geprägten dogmatischen Bestimmungen wurden dort nicht geteilt, sondern mißbilligt. Kein Wunder, daß er das Bedürfnis empfand, sich denjenigen seiner Zeitgenossen zu nähern, von denen er hoffen durfte, auch in dem verstanden zu werden, worin jene Andern ihm nicht zu folgen vermochten. Ein gütiges Geschick hat ihm denn auch solche Freunde zugeführt. Es sind Laelius Secundus Curio und Sebastian Castellio.

Aus der Umgebung Turins gebürtig, Sohn eines Edelmannes, hatte Curio, nach Vollendung seiner juridischen und philologischen Studien, eine vielverheissende Lehrtätigkeit, zuerst als Privatgelehrter in Mailand, Casale, in Savoyen und Venezien, später als Universitätslehrer in Pavia und Lucca ausgeübt, als die Inquisition ihn zur Flucht nötigte. Bern nahm ihn gastfreundlich auf und übertrug ihm die Stelle eines Konviktvorstehers an der Schule zu Lausanne, welche er 1542—1546 bekleidete. Nach Basel berufen, wirkte er an der Universität 22 Jahre lang als akademischer Lehrer unter hoher Auszeichnung. Er war der Hauptvertreter eines freieren und milderen Protestantismus, der in Basel nicht nur wohlgekommen, sondern während einiger Zeit vorherrschend war und, namentlich seit der Servet'schen Katastrophe, gegen Calvin und seine Richtung in offenen Gegensatz trat. Zwischen Curio, dem

frommen, aber theologisch freier gerichteten Humanisten, und Zurkinden lagen zu viele Berührungspunkte, als daß sie einander hätten fremd bleiben können, und zwar um so weniger, als der Aufenthalt des Letztern in Nyon den persönlichen Verkehr erleichterte.

Zurkinden hatte den 1542 in Bern eingetroffenen, mittellosen Flüchtling gastfreundlich in sein Haus aufgenommen. Aus Dankbarkeit widmete ihm Curio seine 1543 erschienenen «Paradoxa». Die Dedikation lautet: «Dir, mein lieber Nikolaus, widme ich dies kleine, während meiner traurigen Reisen entstandene Buch; ist es doch nur billig, daß, der mich gastfreundlich aufgenommen, auch die Frucht meiner Reisen genieße». Zurkinden war über diese Ehrung nicht wenig verwundert und empfand im ersten Augenblicke weniger Freude, als Schrecken. Seiner Bescheidenheit waren Lobeserhebungen peinlich. Doch durfte er sich beim Lesen der Widmung überzeugen, daß sich Curio bei ihrer Abfassung von dem Taktgefühl hatte leiten lassen, wie es einem Manne von so vornehmer Gesinnung gegenüber geboten war. «Auf den ersten Blick war ich nicht wenig erschrocken — schreibt Zurkinden am 6. September 1544 von Bern aus¹⁾ — als mir dein Brief überbracht wurde mit der literarischen Gabe, die an ihrer Spitze die an mich gerichtete Widmung trägt. Obgleich ich in die Aufrichtigkeit deiner männlichen Seele keinen Zweifel setzte, befürchtete ich doch, du möchtest mich, wie es Sitte ist, oder von übergroßer Liebe zu mir bewogen, allzu überschwänglich loben. Bin ich mir doch keines besonderen Verdienstes bewußt, als desjenigen, das jeden braven Bürger zieren sollte, nämlich dem Vaterlande, ohne vom Staate zu profitieren, während einiger Jahre den schuldigen Dienst geleistet zu haben. Nachdem ich deine Schrift und die Einleitung gelesen, welche alles übermäßigen Lobes bar ist, während Wissen und Frömmigkeit und ein ausschließlich nach himmlischen Dingen gerichteter Sinn daraus sprechen, ist meine Besorgnis geschwunden, und Freude

¹⁾ Dieser Brief ist veröffentlicht auf pag. 44 der «Laelii Secundi Curionis selectarum epistolarum, Libro duo. Basileae 1553».

über mich gekommen. Ich danke dir dafür, daß du mich gewürdiget hast, dich lesen zu dürfen, der ich kein Gelehrter bin, sondern kaum die ersten Anfangsgründe der Wissenschaft besitze. Setze, ich bitte dich, deine Bestrebungen fort, welche den Gelehrten gefallen, die Frommen erfreuen und mich weiser machen. Ich erblicke in meiner Ernennung zum Landvogt von Nyon ein Fügung der Vorsehung. Dadurch bin ich dir, Viret und Comte¹⁾ näher gerückt und werde durch eure Lehre und euer Beispiel ermuntert, in Wissenschaft und Tugend einige Fortschritte machen. Dies in aller Eile, zwischen den Wogen der Geschäfte.» 1546 legte Curio die Leitung des Pensionates, eine für ihn und seine Gattin, die Mailänderin Margaretha Bianca Isaci, gewiß etwas ungewohnte Bürde nieder und behielt nur die Stelle eines Lehrers der freien Künste bei. Doch fuhr er fort, junge Leute in sein Haus aufzunehmen, unter welchen wir dem jungen Samuel Zurkinden begegnen. Auch nach seiner Übersiedelung nach Basel dauerten die herzlichen Beziehungen zwischen ihm und Zurkinden fort, der in dem fein gebildeten, auch in der Auffassung des Christentums ihm gesinnungsverwandten Menschen und Denker das Ideal eines Christen, wie er bezeugt, nahezu verwirklicht sah. Curio hinwiederum bewahrte seinem ehemaligen Beschützer seine Freundschaft bis ans Ende, und als er 1553 eine Sammlung von Briefen herausgab, durften solche seines Freundes Zurkinden nicht fehlen. Es war wohl während seines Aufenthalts in Nyon, daß Zurkinden Beziehungen anknüpfte mit zwei Männern, die durch ihre Vielseitigkeit seinem weltoffenen Sinn reiche Anregungen gewähren mochten. Es sind Beat Comte und Conrad Gessner. Beat Comte, der Nachfolger des 1537 entsetzten Petrus Caroli, als Kollege Virets an der Spitze der Kirche von Lausanne, stammte aus dem Dauphiné. Sowohl Theologe als auch Mediziner, übte er seit 1546 während einer Reihe von Jahren den Beruf eines Arztes aus,

¹⁾ Unter dem «Comes» des lateinischen Originals ist nicht Jean Le Comte der Reformator von Grandson zu verstehen, sondern der mit diesem bis auf den heutigen Tag häufig verwechselte Beat Comte, damals neben Viret Pfarrer von Lausanne.

übernahm dann von 1559 bis 1561 die Stelle eines Konviktvorstehers der zwölf Schüler, die er schon von 1540—42 provisorisch inne hatte. Obwohl er, zu den ausgesprochensten Gegnern Calvins gehörend, in der Korrespondenz des Reformators in einer ungünstigen Beleuchtung erscheint, schätzte ihn Zurkinden hoch und erwähnt seiner stets mit großer Achtung. Er sollte Gelegenheit finden, in einem peinlichen Handel seinem Freunde beizustehen. 1563, am 15. Oktober, entrann aus der Insel in Bern die dort gefangen gehaltene Tochter Comtes, nach dem Urteil eines Zeitgenossen, «ein gar jung, zart Mensch». Sie hatte sich vermählt, war aber nicht zu bewegen, in ehelicher Gemeinschaft mit ihrem offenbar ungeliebten Gatten zu leben und wurde deshalb schließlich gefänglich eingezogen. Dieser Fall führte zu langwierigen Verhandlungen vor Chorgericht, und wir dürfen annehmen, daß unter den Verteidigern der jungen, unglücklichen Frau auch Zurkinden sich befand.

Mit Conrad Gessner, der von 1537 bis 1540 in Lausanne die Stelle eines Lehrers der griechischen Sprache bekleidete, verband ihn ebenfalls herzliche Freundschaft, deren einziges Dokument, ein in einem andern Zusammenhang mitgeteilter Brief des Polyhistor, allerdings erst einer späteren Zeit angehört, aber um so merkwürdiger ist, als sich die Beiden noch nie gesehen hatten.

Den tiefsten Einblick in das Wesen Zurkindens gewährt aber ohne Zweifel seine Korrespondenz mit Sebastian Castellio. Diese beiden Männer waren in gleichem Maße von der schönen Leidenschaft für Freiheit des Gewissens und des Glaubens be-seelt, aber auch von der Abneigung gegen die immer mehr sich ausbildende protestantische Kampftheologie und dogmatische Schärfe, die bei ihnen zurücktraten vor dem einen, was ihnen allem voringang, der Nachfolge Christi. Sebastian Castellio aus Châtillon en Bugey, neun Jahre jünger als Zurkinden und nach harter Jugend und mühsam erkämpften Studien seit 1540 Lehrer am Collège von Genf, hatte 1544, infolge eines Zerwürfnisses mit Calvin, diesen Posten mit dem eines Korrektors an der Oporin'schen Druckerei in Basel vertauscht. Erst 1553 erhielt er die Stelle eines Professors

der griechischen Sprache an der Universität. Durch seinen Widerspruch gegen die Lehre und Praxis Calvins, dessen These, daß die Häretiker mit dem Schwerte zu bestrafen seien, er bekämpfte, hat er sich die Feindschaft des Reformators aber auch die Freundschaft Zurkindens erworben. Ein ausführliches Eingehen auf ihre Korrespondenz rechtfertigt sich um so mehr, als die Eigenart Zurkindens nirgends offener zu Tag tritt als in den Briefen an Castellio, von dem er sich verstanden wußte wie von keinem andern seiner Zeitgenossen. Die Beiden hatten sich noch nie gesehen, als ihr Briefwechsel begann, und es dauerte noch längere Zeit, bis sie sich auch persönlich kennen lernten¹⁾. In dem ersten aus der Reihe der erhaltenen Briefe vom 15. April 1555 unterrichtet Zurkinden seinen Freund über den Streit zwischen Calvin und dem Pfarrer von Nyon, André Zebédée, der in der waadtländischen Kirche die Oppositor gegen den Reformator und sein Werk geradezu verkörperte. Zurkinden befürchtend, Castellio möchte sich in diesen Streit mischen, versuchte ihn zurückzuhalten. «Ich denke du habest von dem heillosen Streit gehört, der zwischen Calvin und Zebédée — beide ausgezeichnete Diener Christi, wenn die menschlichen Leidenschaften nicht wären — ausgebrochen und noch nicht ausgekämpft ist. Es handelt sich um die Prädestination. Veranlassung und Fortgang dieses Konfliktes sowie die Haltung, welche dabei die Obrigkeit einnimmt, werde ich dir mündlich auseinandersetzen, sofern du es nicht schon weißt. Da ich vermute, du werdest von gewisser Seite angestachelt, dich in diesen Streit einzulassen, so möchte ich dich, wiewohl keineswegs an deiner Klugheit und deinem Pflichtgefühl zweifelnd, doch in aller Freundschaft bitten, mit Pomponius Atticus dich für so lange nach Athen zu begeben, als Caesar und Pompeius gegeneinander wüten. Schon öfters stieß ich mich an der Schroffheit Calvins, mehr aber noch an der Streitsucht Zebédées, was ich ihnen auch nie verhehlt habe.

¹⁾ Dieser Briefwechsel findet sich abgedruckt im Anhang des zweiten Bandes des Werkes von F. Buisson: *Vie de Sebastien Castellion*, Paris 1892, auf welche wichtige Quelle hier für ein und allemal verwiesen wird.

Dass in dieser Sache, vom Augenblicke an, da ihre Freundschaft entzweiging, der eine oder andere auch nur einen Versuch machte, die Einigkeit in Christo wiederherzustellen, glaube ich nicht. Doch ich will mich nicht länger über dieses bösartige Geschwür ereifern. Du weisst und beklagt es sowieso mit allen wahren Christen, daß sozuzagen alle Kirchen von jener Pest angesteckt sind, zum großem Schmerze derer, welchen das Wachstum des Evangeliums mehr gilt als ihre privaten Lieblingsmeinungen. Wie heilsam es für Curio war, von seinem eigenen Gefühl geleitet, wie auf meine Warnung hin, in jene Streitigkeiten sich nicht einzulassen, beweist die Ruhe, deren er sich jetzt erfreut». Castellio erkannte die wohlmeinende Absicht des Warners, und von da an standen die Beiden in stetem Briefwechsel. Am 26. Oktober 1556 schreibt Castellio seinem Freunde in Beantwortung eines Briefes Zurkindens: «Dein letzter Brief hat mich in meinem Herzenswunsch, dich einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen, noch bestärkt. Wir könnten einander mündlich noch besser anvertrauen, was uns beide bewegt. Inzwischen aber, bis dieser Augenblick kommt, den Gott bald herbeiführen möge, will ich brieflich mich mit dir unterhalten. Lieber Zurkinden, deine Briefe bereiten mir große Freude, weil ich in ihnen etwas, ich weiß selbst nicht recht was, herausfühle, das im Gegensatz zur Eitelkeit der Welt, zu jenem erhabenem und ernsten Leben Christi hinzuneigen scheint. Daß sich doch die Menschen den Schleier, der ihre Augen verhüllt, wegnehmen ließen! Wahrlich sie würden alsbald erkennen, daß sie Träumenden ähnlich sind, die wähnen, sie säßen an einem Gastmahl, und dann beim Erwachen Hunger verspüren.» Mit diesem Schreiben übersandte er seinem Freunde das Büchlein von der deutschen Theologie, über deren Inhalt und Wert die Beiden mehrere Briefe wechselten. Doch ob auch ihre Meinungen über dieses Buch weit auseinandergingen, der Ton inniger Freundschaft bleibt stets derselbe. Es sind die höchsten Dinge, die zwischen Beiden vornehmlich zu Sprache kommen, und als einst Castellio sich in einer geschäftlichen Sache an den bernischen Staats- und Verwaltungsmann wandte, glaubt er sich

dessen entschuldigen zu müssen. Der Marquis d'Oria, ein italienischer Flüchtling, von 1550 an während einiger Jahre in Basel, und mit Castellio und Bonifacius Amerbach eng befreundet, beabsichtigte, die dem Antitrinitarier Gribaldi gehörende Herrschaft Farges in der bernischen Vogtei Gex käuflich zu erwerben. Auf dessen Bitte hin wandte sich Castellio in einem Schreiben vom 22. Oktober 1557 an den vielvermögenden Zurkinden mit der Anfrage, ob die Obrigkeit etwas dagegen einzuwenden hätte, wenn der italienische Refugiant diese Herrschaft erwerben würde. Doch möchte er lieber über Wichtigeres mit ihm verhandeln, nämlich über die Bereitschaft auf das Kommen des Bräutigams, dessen Ankunft, wie er glaube, bevorstehe. «Wohl denen, die besitzen, als besäßen sie nicht, und ihren Sinn, vom Irdischen weg, den himmlischen Dingen zuwenden, was nach meiner Erfahrung, welche auch die deinige ist, das allerschwerste ist.» Zurkinden teilte seinem Freunde unter dem Datum des 13. November mit, er habe dem Marquis über seine Angelegenheit geschrieben, und bittet ihn, den beabsichtigten Kauf wegen drohender Kriegsgefahr zu widerraten. Doch vergißt er nicht, Castellio für die Mahnung, über dem Irdischen das Himmlische nicht zu vergessen, zu danken. Wie gerne käme er zu ihm. Er hat die feste Absicht, seinen Besuch in Basel in der nächsten Zeit auszuführen. Fürchtet er doch den Winter weniger als den Frühling und Herbst, wo es ja auch kalt mache, während der warme Ofen fehle, der Trost eines Jeden, der in dieser Jahreszeit reise. In seinem nächsten Schreiben vom 1. Februar 1558 spricht er den Wunsch aus, die Schriften Schwenkfelds kennen zu lernen. Die schnöde Art wie gewisse Theologen, unter ihnen Matthias Flaccius, diesen Mann mißhandeln, hat den Wunsch, diesem Denker näher zu treten, nur genährt. Was jenen Hieronymus — vielleicht Hieronymus Zanchi, damals in Straßburg, der Schwiegersohn Curios — anbelangt, für dessen Anstellung in Bern Castellio sich bei ihm verwendet hatte, kostete es ihn Überwindung, für den Empfohlenen beim Rat Schritte zu tun. Dieser Mann sei ihm antipathisch wie alle, die nur ihre eigene

Ehre suchen. Lieber wolle er solche Menschen aus seiner Tasche untertützen, als ihnen zu einem Schul- oder Kirchenamt verhelfen. Auch in diesem Briefe spricht er die Hoffnung aus, Castellio nun doch einmal besuchen zu können. Wann wird es endlich dazu kommen? Ende Juni, sofern sein Gesundheitszustand es ihm erlaubt — schreibt er einige Wochen später. Wie gerne wäre er bei seinem Herzensfreunde und wie sehnt er sich, der Stadt Bern auf einige Zeit entrinnen zu können, und damit einer Menge von Geschäften, die ihn geradezu anwidern. «Teile mir doch durch unsern lieben, gelehrten Freund Beat Comte mit, wo ich in Basel während einiger Tage bequem, das heißt, abseits von allem Lärm wohnen und allein oder doch nur in kleiner Gesellschaft speisen könnte. Denn ich möchte nicht, Ausspannung und Erholung suchend, in einen luxuriösen Gasthof hinein geraten und damit in die Knechtschaft einer allzureich besetzten Tafel und einer zahlreichen Gesellschaft, was mir überaus lästig fallen würde. Denn aller Aufwand ist mir so zuwider, daß ich wünsche, Nebel und Dunkel würden mich verhüllen, wenn ich in einer fremden Stadt herumspaziere, und die Stunden, die ich bei Tische zubringe, möchten dreimal kürzer sein. Wohlverstanden, ich will nicht mein Quartier bei dir oder meinen Freunden aufschlagen, sondern bei einem Gastwirt, der mein Pferd gut, mich aber einfach und abseits vom Lärm verpflegt, wie es für mich am zuträglichsten ist.» Doch wiederum trat ein Hindernis ein, das den Besuch Zurkindens verunmöglichte, eine schwere Erkrankung, die ihn an den Rand des Grabes brachte. Indes erholte er sich derart, daß er am 1. Oktober 1558 seinem Freunde mitteilen konnte, in wenig Tagen werde er, so Gott es erlaube, bei ihm sein. Aber der Besuch fand wieder nicht statt. Am 15. November 1558 teilt er mit, daß er seine Reise nach Basel abermals aufschieben müsse und zwar wegen wichtiger amtlicher Geschäfte. Er hat sich nun doch bewegen lassen, die Mahlzeiten bei Castellio einzunehmen, falls er nach Basel kommt. Sein Pferd gedenkt er in einem Wirtshause in der Nähe von Castellios Wohnung einzustellen, aber nicht im «Wilden Mann», der ihm zu entfernt gelegen

und zu stark frequentiert ist. Den Diener wird er zu Hause lassen, um ja nicht etwa seinem Freunde Umstände und Kosten zu verursachen. Wann er schliesslich sein Vorhaben ausführen konnte, geht aus seiner Korrespondenz nicht hervor. Zurkinden beabsichtigte, einen seiner Söhne die Schulen von Basel besuchen zu lassen, und hatte Castellio angefragt, ob er den Knaben in sein Haus aufnehmen würde. Castellio war kurz vorher, wegen seiner Schrift gegen die Bestrafung der Häretiker, von Calvin und Beza in unerhört heftiger Weise angegriffen worden. In seiner 1558 erschienenen Streitschrift «*Calumniae nebulonis*» hatte Calvin ihn verhöhnt und des Holzfrevels beschuldigt, weil er, wie es ärmere Leute zu tun pflegten, während eines Hochwassers mit einem Hacken aus dem Rhein und der Birs Treibholz auf-fischte. Daß ihn die bittere Armut, in der er mit seiner Familie damals lebte, dazu nötigte, und daß auf diese Weise sich mit Holz zu versorgen, von der Obrigkeit ausdrücklich gestattet war, hätte Calvin wissen dürfen, und es gehört diese Anschuldigung zu den bemühendsten Ungerechtigkeiten, deren sich der Reformator je schuldig gemacht hat. Beza übertraf in seinen Pamphlet «*ad sycophantarum calumnias*» seinen Meister noch an Maßlosigkeit, und versuchte die Basler zu veranlassen, «diese Pest» aus ihrer Mitte zu entfernen. Castellio, tief verletzt durch die Schmähungen, fragte Zurkinden an, ob er denn nicht Bedenken trage, sein Kind, ihm, einem so gefährlichen Menschen anzuvertrauen? In seiner Antwort bekennt Zurkinden, diese Anspielung nicht zu verstehen, und läßt sich von seinem Vorhaben nicht abbringen. Aber einige Wochen wird Zurkinden aufs neue vor die Entscheidung gestellt, entweder seinem Castellio die Freundschaft zu bewahren oder sich von ihm loszusagen. Er wählte das Erstere. Was war geschehen? In Basel war es endlich ruchbar geworden, dass die Stadt in dem vor drei Jahren verstorbenen, angesehenen Herrn von Bruck keinen anderen beherbergt und nach seinem Tode unter großen Ehren begraben hatte als den berüchtigten Antitrinitarier und Wiedertäufer David Joris von Delft, und daß dessen Häresien von einem kleinen, meist aus Niederländern

bestehenden Kreise, den ehemaligen Hausfreunden und Familiengliedern des Verstorbenen weiter gehegt und verbreitet würden. Nun hiess es in Bern, auch Sebastian Castellio sei in diese bedenkliche Bewegung verflochten. Zurkinden, der für seinen Freund das Schlimmste befürchtete, schrieb ihm am 22. Juni 1559 folgende Zeilen, welche die Unruhe des Briefschreibers deutlich verraten. «Aufrichtig wie du bist, Bruder Castellio, wirst du es nicht übelnehmen, daß ich, allzunachsichtiger Vater, meinem Sohne, entgegen der schon getroffenen Vereinbarung, erlaubt habe, in Gesellschaft seiner Freunde und Mitschüler im Hause Simon Sulzers sich an seine Vereinsamung in eurer Stadt zu gewöhnen. Der Grund dieses abgeänderten Entschlusses ist nicht darin zu suchen, daß ich dir mißtraue, wie du übrigens einsehen wirst, wenn der Knabe, nach Vollendung der ersten Studien, zur weiteren Ausbildung dir übergeben wird, falls du ihn annehmen wirst und falls du überhaupt noch in Basel weilst. Denn ein Pfarrer unseres Gebietes brachte kürzlich von Zürich das bestimmte Gerücht hieher, du seiest wegen greuelhafter Ketzereien aus Basel vertrieben worden, was ich, im Hinblick auf deine große Frömmigkeit und die maßvolle Haltung eurer Obrigkeit in ihren Urteilen, nicht glauben konnte. Ich glaube, ja ich bin überzeugt, daß man eher alle Andern als dich unter dieser abscheulichen und verbrecherischen niederländischen Sekte — wenn ihr Ruf wirklich auf Wahrheit beruht — suchen müßte. Denn du würdest doch keinen Verkehr mit Menschen haben wollen, die einen so ausschweifenden Wandel führen, selbst wenn ihre Lehre noch so rechtgläubig wäre. Ich glaube nicht, daß du seinerzeit, in jener schon seit Jahrhunderten von den höchsten Geistern geführten Kontroverse über die Gnadenwahl und den freien Willen in solcher Gefahr schwebtest wie heute. Welches auch deine Lage sei, ich wünsche, daß du mich darüber in Kenntnis setzest, zunächst damit ich mich nicht länger um dich ängstigen müsse, falls deine Sache gut steht, sodann damit ich dir Hülfe und Beistand nicht nur versprechen sondern auch gewähren kann, falls du als Opfer eines übereilten Spruches zu fliehen genötigt wirst.

Ich weiß wohl, was ich dir in solcher Lage schulde, und was du von mir erwarten darfst. Behüt dich Gott, und lasse mich nicht mehr lange im Ungewissen . . . »

Castellio scheint die Bitte seines Freundes umgehend erfüllt zu haben. Schon am 11. Juli 1558 schreibt ihm Zurkinden, wie froh er sei, über sein Schicksal beruhigende Nachrichten erhalten zu haben. Wieder sehnt er sich nach einem längern Zusammensein mit Castellio. Er hofft, daß es bald dazu kommen werde. Christoph Scholer, der Oberstratsdiener von Basel, sein Verwandter, beabsichtige, ihn nächstens in Bern zu besuchen, und in seiner Begleitung trete er dann die Reise nach Basel an. Freilich werde ihre Unterhaltung schmerzliche Dinge berühren. Der Zusammenbruch der evangelischen Sache könne nicht mehr lange auf sich warten lassen. Zurkinden spielt auf den Frieden von Cateau Cambrésis zwischen Heinrich II. von Frankreich und Philipp II. von Spanien an, der die Vernichtung des Protestantismus bezwecke. Freilich ist ihm dieses drohende Gericht kein unverdientes. «Gott hat diesen Beiden gerufen zur Strafe für unsere Heuchelei und Unbußfertigkeit.» Aber nicht nur die äußere Lage, auch der innere Zustand des Protestantismus erfüllt ihn mit den schwersten Besorgnissen. Seinem tiefen Schmerze hierüber gibt er in einem Briefe an den Freund in Basel vom 15. Dezember 1560 in ergreifender Weise Ausdruck: «Über die Lage der Eidgenossenschaft denke ich, wie du. Überall zeigt sich eine derartige Verwirrung, Unsicherheit und Korruption, daß es mir vorkommen will, als seien diejenigen alles Verstandes bar, die nicht einsehen, daß nicht nur eine völlige Umwandlung sondern der gänzliche Untergang der Erde bevorsteht. Wohl denen, die darauf vorbereitet, diesem Ruin — denn es brechen Ordnungen zusammen, deren Untergang man nicht für möglich gehalten hätte — mit ruhigem Mute entgegensehen und nichts mehr Groß und Hoch achten als das Ewige. Dieses eine fürchte ich noch mehr als Verarmung, Flucht, Verbannung und Tod, nämlich mitansehen zu müssen, daß wir, zur Strafe unseres Undankes und unserer Frevel, vom Papste aufs neue unter das Joch

getrieben werden. Wer das nicht glauben will, verschließt sich, wie mir scheint, absichtlich der Tatsache, daß wir mit aufgespannten Segeln uns dorthin treiben lassen. Denn dorthin führen die inneren Zwistigkeiten unter denen, welche um des Evangeliums willen aufs engste zusammenhalten sollten, das eingerissene sittliche Verderben, wie es die Papisten nicht dulden würden, die allgemeine Verachtung der Buße, die Sucht der Prädikanten, die Menge zum bewaffneten Widerstand zu hetzen, statt sie mit der Geduld zu bewaffnen, welche das Böse besiegt, die Bereitwilligkeit des Volkes zur Empörung, womit sie der Wut der Tyrannen rufen. Beim Gedanken, daß Klugheit, Geld, Waffen, die Macht des Teufels und der Welt ganz auf Seiten der Feinde sind, Gott aber sich von uns abgewendet hat, ist es unmöglich, noch irgendwie auf Rettung zu rechnen, umso weniger, als alle Hoffnung auf Umkehr ausgeschlossen ist.» Auf einige Neuigkeiten übergehend, fährt er fort: «Hier geht das Gerücht, der König von Frankreich sei gestorben. Wenn es wahr ist, wird die Wahl einer Regentschaft neue Schwierigkeiten verursachen. Die Genfer sind in einer solchen Sorge und Angst, wie sie ihre Stadt schützen könnten, daß sie es auf die Dauer nicht zu ertragen vermögen. Zweihundert Bürger wachen Nacht für Nacht vor den Mauern, während eine starke Besatzung die Tore besetzt hält. Ich weiß nicht, was für sie besser wäre, geradezu unterjocht zu sein, oder noch einmal um der Freiheit willen das äußerste zu wagen. Besteht doch die Freiheit nur mehr darin, in beständiger Furcht über einen ungewissen Ausgang nachdenken zu dürfen. Doch sie haben die Entscheidung. Ich kann nur inbrünstig Gott bitten, er möge die Frommen in jener Kirche bewahren und, um ihrer willen, die ganze Stadt. Der Konflikt der Glarner mit den fünf Orten bildet für die Eidgenossenschaft eine Gefahr, dürfte sogar deren Untergang herbeiführen. Denn ich höre, daß die fünf Orte keine Versöhnung wollen, sondern eine drohende Sprache führen und auf eine Entscheidung durch die Waffen statt durch diplomatische Unterhandlung dringen. Die Welt verachtet die Demütigen und Friedfertigen. Mord, Brand, Raub,

Plünderung und völlige Skrupellosigkeit sind an der Tagesordnung.»

Eine angstvolle Stimmung muß in jenen Tagen in der ganzen Eidgenossenschaft verbreitet gewesen sein. Wenige Tage, nachdem Zurkinden seinem Freunde die Angst seines Herzens anvertraut hatte, sandte Bern eine Botschaft nach Freiburg, um sich über die kriegerischen Rüstungen dieser Stadt zu beschweren. Man erhielt gute Worte, aber die Wachen blieben doch auf den Türmen und Mauern. Selbst die Natur schien von einer eigentümlichen Unruhe durchbebt zu sein. Am 28. Dezember, nachts um 3 Uhr, ward, laut einem zeitgenössischen Bericht, fast durch die ganze Eidgenossenschaft hin ein großes Feuer am Himmel gesehen, das sich von Solothurn über das Luzernbiet hinaus erstreckte. An vielen Orten wurden die Sturmglocken gezogen. Einige wollten in diesem Feuerstreifen seltsame Gebilde wie Lanzenwälder und kämpfende Schlachthaufen wahrgenommen haben. In derselben Nacht, die doch still und heiter war, wurde der Münsterturm in Zürich erschüttert, so daß in der Wächterwohnung einige Scheiben zerbrachen, und die Türmer den Turm verließen. Est ist, als ob etwas von dieser Schwüle auch aus den Zeilen Zurkindens dem Leser entgegenwehe. Freilich bricht zum Schlusse trotzdem der Humor des Schreibers durch, der seinem Freunde zuruft: «ich werde im nächsten Frühjahr, falls Friede im Lande herrscht, dich heimsuchen, aber nicht wie ein Blitz, sondern wie ein langes und lästiges Regenwetter, damit nicht dein neuliches Scherzen über meine Eiligkeit ein vergebliches war.» Aus dieser Anspielung geht hervor, daß Zurkinden kurz vorher seinem Freunde einen allerdings nur flüchtigen Besuch gemacht hatte. Castellios Antwort vom 29. Januar 1561 mit einer Nachschrift vom 3. Februar, in welcher dieser ihm über eine leichtere Erkrankung berichtet, kam erst am 27. Februar in Zurkindens Hände durch den Studenten der Theologie Thüring Rust. Es erfüllt ihn mit Genugtuung, daß seine Schrift «de tolerantia malorum», die er mit dem Schreiben vom 15. Dezember 1560 als Manuskript an Castellio und dessen Freunde zur Prüfung

hatte abgehen lassen, deren Billigung fand. Besonders erfreulich ist ihm die Nachricht, daß der italienische Flüchtling Julius Caesar Pasqualis, der die Institution Calvins in die Sprache seines Vaterlandes übersetzt hatte, sich wohlbehalten in Basel befinde. Er hätte diesem ihm höchst sympathischen Freunde sowie Castellio gerne seine Schrift über die Trinität übermittelt, zieht es aber vor, sie persönlich ihnen zu überreichen, bei Gelegenheit seiner auf kommenden Mai festgesetzten Reise nach Basel an die Verhandlung über die Rückerstattung der Gebiete Gex und Chablais an Savoyen. Der Verkehr mit den Freunden wird ihn, wie er hofft, entschädigen für all das Peinliche dieses für Bern so nachteiligen Geschäftes. Dem von den Basler Freunden gewünschten Druck seiner Schrift über «die Duldung der Bösen», will er sich nicht widersetzen, wünscht aber, daß diese Schrift anonym erscheine. Da Pfarrer Perrin¹⁾, gegenwärtig in der Gemeinde «Gowensteyn» bei Waldshut wirkend, nicht nach Bern komme und somit den von Castellio ihm erteilten Auftrag, eine Summe, die ihm Frau Hetzel für ihren Sohn schuldete, einzukassieren und nach Basel zu bringen, nicht ausführen kann, so verspricht Zurkinden, diese für den stets geldbedürftigen Freund dringende Angelegenheit selber zu besorgen. Er hielt Wort und hat Frau Hetzel in diskreter Weise an die Bezahlung dieser Schuld gemahnt, wie er am 20. März Castellio mitteilt. Im Mai vertritt Zurkinden wirklich mit seinem Sohne Samuel nach Basel, wo am 18. die Verhandlungen über die Savoyerangelegenheiten begannen und bis Ende des Monats währten. Am 24. August finden wir ihn wieder in Basel, und es dauerte sein Aufenthalt bis in den September hinein. Bei dieser Gelegenheit fragte Zurkinden seinen Freund konfidentiell an, ob er allenfalls geneigt wäre, die durch den Rücktritt Beat Comtes erledigte

¹⁾ Jean Perrin wurde 1562 Nachfolger Comtes als Hausvater der zwölf Stipendiaten, hat aber diesen Posten nur kurze Zeit bekleidet. Er ist wohl identisch mit dem Pfarrer gleichen Namens, der von 1563—72 der Kirche von Vivis vorstand.

Stelle eines Konviktvorstehers für die zwölf Bernerstipendiaten an der Schule von Lausanne anzunehmen. Schon einmal, nach dem Rücktritt Bezas, war von einer Berufung Castellios nach Lausanne die Rede gewesen und zwar ebenfalls auf Betreiben Zurkindens. Am 30. November 1561 schreibt er ihm: «Du erinnerst dich noch, wie wir uns über deine Berufung nach Lausanne besprachen. Die Sache wird nun spruchreif, da im kommenden März Comte sich ins Privatleben zurückziehen wird, und ein Nachfolger gewählt werden muß, der unsere Stipendiaten zu beköstigen und zu unterrichten hätte. Inzwischen kam ein gewisser Hilarius, ein Franzose, hieher, den unsere Geistlichen für die Stelle für geeignet halten, aber ohne daß ein Entscheid getroffen worden wäre. Du sagtest neulich, du wollest nicht das Zeichen zum Kampfe geben, noch dir den Verdacht zuziehen, als hättest du dich von deiner sicheren Stellung aus in Händel eingelassen. Ich will dir in dieser Angelegenheit nichts versprechen noch vorschreiben. Es ist deine Sache, mit diesen Bedenken ins Reine zu kommen und entweder die Bewerbung einzureichen oder sie bleiben zu lassen. Du findest überhaupt nichts, das ganz sicher wäre. Erwäge wohl, ob deine Gattin in der Führung des Hauswesens fleißig und geschickt genug ist, damit nicht etwa deine meist aus dem deutschen Kanton stammenden Zöglinge sich beklagen, es werde zu sehr gespart. Denn sie verlangen eine reichliche, wenn auch einfache Kost. An dir ist es, dir die Sache wohl zu überlegen, damit du nicht voreilig Stelle wechselst und ein Amt auf dich nimmst, das für dich neu ist und dich zudem Anfeindungen aussetzt. Wenn du keine Bedenken hast, so will ich versuchen, die Sache beim Rate durchzusetzen. Behüt dich Gott, und teile mir etwas ausführlicher, als es deine Gewohnheit ist, mit, was du davon denkst.» In einem Nachwort äußert er seine Besorgnis über die französischen Zustände: «Für die Glaubensgenossen in Frankreich bete ich inbrünstig, daß nicht etwa ihre Geistlichen durch ihre Leidenschaftlichkeit und Streitsucht den Fortschritt des Evangeliums und dessen segensreiche Wirkungen zu nichte machen. Alles

ließe sich gut an, wenn sie sich diese Pest vom Leibe halten könnten. Zurkinden hielt sein Versprechen und verwendete sich angelegentlich für die Wahl seines Freundes. Daß er damit keine leichte Aufgabe unternahm, beweist sein Schreiben vom 20. Januar 1562, in welchem er Castellio von der Sachlage in Kenntnis setzt. «Deine Interessen habe ich mit Eifer verfochten und die Geistlichen dir geneigt gemacht, selbst die von Lausanne. Ich versicherte, du werdest mit Calvin keine neuen Streitigkeiten führen, sondern es mit den alten bewenden lassen, und ich hoffte zuversichtlich, daß wir uns über deine Berufung einigen würden. Daß noch irgend ein Hindernis eintreten könnte, daran dachte ich nicht. Nun wird mir mit Bestimmtheit versichert, du vertretest in vielen Punkten, ich weiß nicht was für eine besondere Auffassung des Christentums, welche vom Glauben aller christlichen Kirchen abweiche. Ich antwortete, daß du wahrscheinlich nur in solchen Lehren eigene Wege gehest, über welchen noch nicht Übereinstimmung herrsche, wie die Gnadenwahl, die Höllenfahrt Christi, der Seelenzustand nach dem Tode, worüber die berühmtesten Kirchenlehrer verschiedene Auffassungen haben, wie über vieles Andere. Aber — ach Gott! — als ich glaubte, die Unsrigen beruhigt zu haben, traf ich einen Staatsgeschäfte halber aus Lyon hier eingetroffenen, keineswegs ungebildeten Franzosen an, der, von mir über die Lage der Sache des Evangeliums in Frankreich befragt, antwortete: es stünde recht ordentlich, wenn nicht unter den Glaubensgenossen Streit herrschte, und wenn nicht Satan seine Boten ausgesandt hätte, die Diener der Kirche zu verleumden. Einer dieser Satansdiener lebe in Basel und sei vor kurzem — wenn ich recht verstanden habe — heimlich in Lyon aufgetaucht, um daselbst sein Gift zu streuen. Er wollte keinen Namen nennen, hat es aber vor andern Leuten doch getan, denn bald darauf hieß es, du habest in Lyon Verwirrung angerichtet, und es seien daselbst Anhänger der abscheulichen Mysterien, welche deutlich auf den Einfluß des David Joris hinweisen, eines Menschen, der meines Erachtens zu den verruchtesten des Erdkreises gehört und der

durch Lehre und Leben alle Gottlosigkeit sämtlicher Jahrhunderte noch übertraf. Ich suchte mich zu fassen, wie vom Blitz getroffen, so sehr erschütterten mich jene Reden, denen ich nicht so leichthin Glauben schenken durfte. Von mir aus sie kurzer Hand widerlegen, konnte ich nicht, und eine genaue Untersuchung darüber anstellen, schien mir nicht tunlich. Ich ziehe das Ignorieren dem Wissen vor und stelle alles Gott anheim, den ich bitte, er möge mich vor jeglicher Ansteckung durch Lehren, welche Christum lästern, bewahren. Ich teile dir das Alles mit, damit du einsehest, daß, auf ein solches Gerücht hin, jede Aussicht auf eine Berufung für dich geschwunden ist. Du wirst dies mit gelassener Seele ertragen; aber ich leide darunter, der ich für dich einen andern Ausgang gewünscht hätte. Ich werde nun nichts mehr in dieser Sache unternehmen, und was ich getan habe, tat ich in der Weise, daß es dir in Basel nicht zum Schaden gereicht.»

Wenn je Zurkinden an seinem Freunde hätte irre werden können, so war es in diesem Augenblicke. Doch hat Castellio es offenbar verstanden, ihn vollständig zu beruhigen, denn ihre weiteren freundschaftlichen Beziehungen verloren nichts an Herzlichkeit, und bald sollte er Gelegenheit finden, zu beweisen, daß sein Vertrauen zum Freunde fester war denn je. Allerdings die Übergehung Castellios bei der Wahl eines Konviktvorstehers konnte er nicht hindern. Am 27. Februar schrieb Johannes Haller an Bullinger: «Was Castellio anbetrifft, so fehlt es nicht an solchen, die ihn uns aufhalsen wollten. Zu diesen gehört vor allem aus der Stadtschreiber, der mit ihm, ich weiß nicht in was für engen Beziehungen steht. Aber wir haben uns mit Erfolg widersetzt.»

An die vakante Stelle wurde jener Perrin gewählt, der kurze Zeit in der Umgebung von Waldshut das Pfarramt versehen hatte. Zurkinden spricht in einem Billet an Castellio vom 15. März 1562 die Befürchtung aus, der Neugewählte möchte sich in das die Kirche von Lausanne beunruhigende Parteitreiben einlassen, das eingerissen war, weil man unter der Bürger-

schaft sich wegen der beiden Geistlichen entzweite, ohne daß diese Männer dieser exklusiven Parteinahme für ihre Personen entgegengetreten wären. «Es ist mir, als sehe ich den Zustand der alten Kirche, die auch von denen zugrunde gerichtet worden ist, welche ihre Hüter hätten sein sollen. Es ist mir, als sehe ich Chrysostomus und Sisinnius, die ihrem Ehrgeiz das Blut der Konstantinopolitaner geopfert haben, Athanasius, Petrus von Alexandrien und die Versammlung jener stolzen Geister, deren Ansprüche das tridentinische Konzil befriedigen mußte. Doch unsere Sitten sind solcher Gebieter würdig!»

Nachdem eine Berufung Castellios durch die bernische Obrigkeit auf immer gescheitert schien, darf man sich verwundern, daß wenige Monate später Zurkinden nochmals seinen ganzen Einfluß zur Erreichung dieses Zieles aufwendet und zwar diesmal mit Erfolg. Wie es dazu kam, daß diese, wie man meinte, endgültig erledigte Angelegenheit in den Vordergrund trat, darüber gibt ein ausführliches Schreiben Zurkindens an Castellio vom 4. August 1562, mit aller wünschbaren Klarheit Auskunft. Sein Inhalt gibt aber auch über die kluge und doch redliche Weise, mit der Zurkinden in dieser schwierigen Angelegenheit handelte, ein so helles Licht, daß die wörtliche Wiedergabe des Ganzen sich wohl rechtfertigen dürfte. «Ich hatte alle Hoffnung aufgegeben, daß du je zu uns berufen würdest, aus Gründen, die ich dir kürzlich mitgeteilt habe. Nun aber sehe ich, daß Gott es anders beschlossen hat, der mich wiederum antreibt, die beinahe zusammenbrechende Schule von Lausanne zu stützen. Wie es kam, will ich dir etwas ausholend berichten. Heute erschien vor dem Rate Johannes Perrin, der Magister der zwölf Stipendiaten von Lausanne. Er berichtete unter anderem, daß der Franzose Vessodus¹⁾, Lehrer der ersten Klasse, wieder in sein Vaterland

¹⁾ Antoine de Vessaudes aus Rhodéz en Rouergue, seit 1561 Lehrer der ersten Klasse, hatte an dem Lyonerzug teilgenommen, kehrte aber wieder nach Lausanne zurück und bekleidete diese Stelle bis 1564. Er ist Verfasser mehrerer Lehrbücher der Rhetorik und Dialektik. Gef. Mit-

zurückgekehrt sei, die Schule im Stiche lassend, der es sowieso an geeigneten Lehrern gebricht, die gegenwärtig schwer aufzutreiben sind. Der Venner Manuel und ich machten darauf aufmerksam, daß an dem Zerfall der Schule das unberechtigte Mißtrauen gewisser Leute gegen dich die Mitschuld trage, daß wir uns deiner Zustimmung versichert hätten, du wollest mit deiner ganzen Kraft dich der Hebung der Jugendbildung bei uns widmen, daß aber gerade diejenigen Persönlichkeiten unserem Vorhaben entgegengetreten seien, die dasselbe hätten unterstützen sollen, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil du mit Calvin einen Streit über die Praedestination angefochten hattest. Und ob du auch über einige Stellen der Schrift abweichende Auffassungen vertretest, so schienen uns diese Differenzen nicht so bedeutend, daß sie uns hindern sollten, in der Hauptsache der christlichen Heilslehre einig zu sein. Der Rat, obwohl der Zänkereien unter den Pfarrern aufs äußerste überdrüssig, nahm unser Votum mit Befriedigung entgegen, nachdem er aus unseren Versicherungen die Überzeugung gewonnen hatte, du könntest und wollest den Frieden und die Ruhe des Staates deinem persönlichen Streithandel voranstellen, wozu dich ja sowohl deine Bescheidenheit, wie auch der gegenwärtige Stand der Schule auffordert. Er ladet dich ein, hieher zu kommen, um von dir zu vernehmen, ob du das Lehramt an der ersten Klasse übernehmen wollest und zwar so, daß du die alten Kränkungen ganz und gar aus der Erinnerung streichend und ohne jeden Widerspruch gegen die von den Predigern aufgestellten Lehrsätze, den Frieden und öffentliche Ruhe nicht störst, wobei du sicher sein darfst, daß man in unsrer Republik dieselbe Billigkeit gegen dich an den Tag legen wird. Wenn du das tun kannst, — und du solltest es, da, wie du dich überzeugen kannst, deinem Gewissen keinerlei Zwang angetan wird — so bin ich überzeugt, daß du, durch

teilung von Herrn Prof. Vuilleumier in Lausanne, dessen wertvolle Angaben über mehrere in dieser Arbeit erwähnte Persönlichkeiten der Verfasser aufs beste verdankt.

die Annahme dieser Berufung, für Christus viel Frucht hervorbringen wirst. Du siehst, wohin es kommt, bei dem Starrsinn der Mehrheit. Während wir dogmatische Gegner aufsuchen, reizen wir die, welche wir schon haben. Gegen sittliche Gebrechen magst du kämpfen, so viel du willst. Auch die minderwertigen Elemente werden dir beistimmen, weil sie ja nicht wollen für das gehalten werden, was sie wirklich sind. Mit der Lebensweise und der Gesellschaft mußt du vorlieb nehmen, bis Gott dir besseres zuwendet. Politische und kirchliche Streitigkeiten kann unser Staat so wenig vertragen, als Frankreich seine unter dem Vorwand der Religion geführten Bürgerkriege. Sage einstweilen in Basel Niemandem etwas davon, damit es dir daselbst nicht etwa Nachteil bringt, falls du mit uns nicht einig wirst. Wenn du kommst, so wirst du dir unsere Geistlichen geneigt machen müssen, den Vorurteilen zum Trotz, die sie wider dich gefaßt haben, damit sie dich nicht angreifen, aufgereizt durch die Briefe deiner Feinde. Hast du sie einmal beschwichtigt, so brauchst du dich nicht mehr zu bemühen. Ich will dir nicht irgend etwas vorschwatzen, noch dir schmeicheln — nur so viel: suche sie durch Bescheidenheit und Lauterkeit zu überreden, wie du selber dir gegenüber zu tun pflegst und dir damit jenen Frieden verschaffst, ohne den das Leben mangelhaft, ja nichtig ist. Frieden kann nun einmal nicht bestehen, wenn Alles bis auf den Grund mit dem Seziermesser zerlegt wird, was man ohne Schaden hätte übersehen dürfen und das, wenn umgerührt, mehr schadet, als wenn man es ruhen läßt. Teglio¹⁾ ist wegen seiner Unkenntnis der französischen Sprache zurzeit für diese Schulstelle nicht geeignet, dann leidet er auch unter dem Verdacht verkehrter religiöser Auffassungen, wie ich bei jemandem erfahren konnte. Umso nötiger ist es, daß du Alles rasch, und ohne es

¹⁾ Silvester Teglio von Foligno, seit 1557 in Basel, erscheint 1558 in der italienischen Refugiantengemeinde in Genf, ist aber offenbar bald wieder in sein erstes Asyl zurückgekehrt, wo er zum Freundeskreis Castellios gehörte.

merken zu lassen, erledigst, damit nicht diejenigen, welche sich dem widersetzen, was im Interesse der Frömmigkeit versucht wird, deiner Ankunft zuvorkommen. Wenn du kommst, so halte dich bei mir versteckt, bis die Sache, so Gott will, sich verwirklicht. Ihn rufe ich zum Zeugen an, daß ich mich unter keinen Umständen in dieser Sache bemüht haben würde, wenn ich dich nicht für das hielte, was du zu sein scheinst, nämlich für einen frommen Bruder, der von Gott und Christus rechtgläubig denkt und von keiner abscheulichen Sekte angesteckt ist. Du kennst, denke ich, meine Aufrichtigkeit. Ich meinerseits habe keinen Grund, an dir zu zweifeln, ich müßte denn so verkehrt sein, eher Gerüchten als der Erfahrung Glauben zu schenken. Ich erflehe von Gott den bis jetzt vergeblich ersehnten Frieden für Frankreich. Denn wie sehr sind daselbst Mord und Raub an der Tagesordnung. Daß doch gelinde verfahren würde mit diesem Volk, welches das äußerste an Krieg erduldet hat, wenn du das viele Blutvergießen und Plündern bedenkst, das in allen Winkeln des Königreichs ohne Ende und ohne Maß zum Verderben der einen oder der andern Partei, wenn nicht des Ganzen überhaupt, wüthet.

Falls du nicht kommen kannst, so entschuldige dich höflich beim Rat, damit er sich nicht von dir mißachtet glaubt. Wenn du die drohende Kriegsgefahr fürchtest, so bedenke, daß, ob sie auch uns zuerst in Mitleidenschaft zieht, auch anderswo die Sicherheit nicht größer sein wird. Niemand wird dich nötigen, unter die Waffen zu treten. Du würdest zu Hause fallen, wenn die Feinde siegten, und inzwischen darfst du hoffen, daß Gott diesen Übeln irgend ein Ende bereiten wird. Ich meinerseits möchte bei dem allgemeinen Untergang nicht allein übrig bleiben. Mögest auch du also gesinnt sein. Die Besoldung für die erste Klasse beträgt 200 Florin, zwei Saum Wein und ebenso viele Scheffel Getreide nach Lausanner Währung. Dazu die Wohnung mit Gärtchen und dein Anteil an den drei Pfund, welche ein jeder Schüler, mit Ausnahme derer aus der Stadt, per Trimester entrichtet, und die unter den Professoren verteilt werden. Daß du

Pensionäre bekommen wirst, bezweifle ich nicht. Ich werde mich auch für Teglio verwenden, wenn du mir für die Rechtschaffenheit des Mannes gut stehst.» Einige Tage später erhielt Castellio die Einladung des Rates, nach Bern zu kommen, sowie das Reisegeld, das dem stets Geldbedürftigen sehr erwünscht sein mußte. Er langte am 14. August in Bern an und erschien am folgenden Tage vor dem Rate, der seine endgültige Wahl zum Lehrer der ersten Klasse in Lausanne vornahm. Die stadtbernische Geistlichkeit war nicht, wie dies sonst üblich, um ihr Gutachten gebeten worden. Ihr Haupt, der Dekan Johann Haller, war daher unangenehm überrascht, als der Neugewählte noch am selben Tage bei ihm vorsprach, und es kostete ihn Mühe, seinen Ärger nicht merken zu lassen¹⁾. Dafür machte er seinem Unwillen in einem Schreiben an Bullinger Luft. Er wisse schon, wer die Sache durchgesetzt. Was ihn am meisten bemühe, sei die Art und Weise, wie die Wahl vorgenommen worden sei, nämlich ohne irgend welche Konsultation der Geistlichkeit. Er habe dem Neugewählten Vorwürfe machen wollen, sei aber davon durch die Erwägung abgehalten worden, daß eigentlich nichts Belastendes gegen ihn vorliege als die Opposition gegen Calvins Praedestination, eine Haltung, welche Viele mit ihm teilten. Zudem sei Castellio durch einen mächtigen Gönner gedeckt. «Es wirt erst z'Genff das führ im tach sin!»

Es ist nicht zu leugnen, daß die Berufung Castellios nach Lausanne das Zeichen gewesen wäre eines erbitterten Kampfes zwischen Genf und Bern, und man darf sich verwundern, daß der so vorsichtige Zurkinden dennoch die Sache durchgesetzt hatte. Doch sollte es nicht so weit kommen. Gerade in diesen Tagen erhöhte Basel die Besoldung Castellios in einer Weise, die seinen Wegzug nach dem unsichern Lausanne als unzumutbar erscheinen ließ. Er trat zurück, und jedermann atmete erleichtert auf. Auch Zurkinden. Am 11. September schreibt er seinem Freunde: «Wir Beide wußten immer, daß deine Be-

¹⁾ Opera Calvini XIX, 496.

rufung nach Lausanne, welche Menschen ins Werk gesetzt hatten, in Gottes Hand liege. Ich erkenne darin seine väterliche Fürsorge für dich, daß er dich lieber in Basel als in Lausanne haben will und die Beförderung, die er für dich hier vorbereitete, dir nun von dorthier zukommen ließ, wo du unter weniger Streit und mehr Frieden dein Leben zubringen kannst. Nach deiner Abreise fragten mich einige unserer Kirchenhäupter, was du hier getan hättest, obwohl sie es sehr gut wußten. Ich teilte ihnen mit, wie es sich verhielt, und sah an ihren Mienen, daß ihnen deine Berufung zuwider war. Nun ist also Vessod — wie Pythagoras aus Euphorbus — zurückgekehrt und wieder Lehrer seiner Klasse. Ich bin froh für dich, bist du aus diesem Wirrwar befreit. Der Herzog von Guise hat die Stadt Bourges erobert, in welcher ein sehr starkes Heer Condés als Besatzung lag. Der Sieg war nicht ein sehr blutiger, da die Milde des im Belagerungsheer befindlichen Königs es zu verhüten suchte, daß sein erster Sieg gegen die Rebellen durch Blut befleckt würde. Vielmehr sollte seine Großmut die Feinde von ihrem verwegenen und verderblichen Widerstand abbringen. Ich erzähle es, wie ich es von den königlichen Gesandten vernommen habe, damit man nicht etwa meine, ich stehe auf Seiten des Herzogs von Guise, dessen Unternehmungen besser glücken als die unserer Glaubensgenossen. Ich mißbillige die Art und Weise, wie die Unsrigen Widerstand leisten. Der Ausgang wird es zeigen. Die Christen werden immer die Schafe sein, und Christus Hirt der Schafe und nicht der Wölfe.» Der letzte Brief Zurkindens an Castellio, vom 13. Februar 1563 datiert, hat ausschließlich die Kontroverse zwischen Calvin und dem Heidelberger Rechtsgelehrten Balduinus zum Gegenstand und enthält eine eingehende Charakteristik des Reformators wie seines Widersachers. «Ich las die Verteidigungsschrift Balduins wider Calvin. Sie ist sehr scharf und gehässig. Hätte doch Calvin nicht gegen Balduin geschrieben, und dieser nicht geantwortet! Er schildert Calvin, wie ich ihn nach gewissen Seiten schon kenne, als reizbar, unversöhnlich und, wenn du willst, als hart und grausam. Balduin dagegen kommt mir vor

als einer, der zu den Papisten nicht nur läuft, sondern geradezu springt. Wenn auch die althehrwürdigen Zeremonien, wie sie etwa zur Zeit Tertullians bestanden, wohl geduldet werden könnten, und ihre gänzliche Beseitigung nicht wünschbar ist, so kann ich es doch nicht begreifen, wie man diese Flut von Riten und kirchlichem Pomp befürworten mag, durch welche nun einmal die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit gänzlich verdunkelt, übertönt und ausgelöscht wird . . . Wenn Calvin im Geiste christlicher Demut sich innerhalb der Schranken seines Amtes halten würde, ohne so übel mit seinen Gegnern umzuspringen, wenn er die maßvollen Lehrmeinungen frommer Männer ertragen könnte, auch da, wo sie von den seinen abweichen, so hätte er nicht solches von Balduin sich müssen sagen lassen. Balduin dagegen, wenn er auf das Zeugnis des Gewissens hörte, würde sich von den Irrtümern Calvins ab und zu Christus wenden, nicht aber zu den Irrtümern der Papisten und derer, welche die religiösen Controversen so entscheiden, daß die Frömmigkeit dabei nichts gewinnt, umsomehr die Cärimonien, und die Armen in Christo nichts davon haben, wohl aber sie selbst. Ich bekenne und beklage die vielen und schweren Mängel unserer evangelischen Kirchen. Wer kann sich enthalten zu säufzen, angesichts so vieler Streitigkeiten zwischen gelehrten Männern aus unserer Mitte, denen sie sich mit solcher Wut ergeben, als wären sie offenkundige Feinde? Welcher Brave kann es billigen, daß Calvin und seine Parteigänger Frankreich unter die Waffen riefen? . . . Aber wenn ich auch die von den Unsrigen begangenen Fehler verwerfe, so will ich doch lieber in meiner Kirche bleiben, in welcher einige fromme Menschen die wahre Gottesverehrung beobachten und lehren, als zu denen übergehen, welche vorziehen, wahre Gottesverehrer zu scheinen als zu sein. Daß doch Calvin in seiner Bekämpfung des Papsttums und seiner Irrtümer, durch welche die Gewissen geknechtet waren, und im Bestreben, verkehrte Auffassungen der Alten zu widerlegen, uns nicht in sein nebliges Labyrinth der Praedestination gelockt hätte. Daß er doch der Schrift nicht Gewalt antäte, bei dem bliebe, was seines

Amtes ist, und Purpur und Kaisermantel ablegen würde! Und daß doch Balduin und andere gelehrte Männer sich begnügen würden, sich von ihm loszusagen, ohne aber der guten Sache untreu zu werden. Aber das Urteil der Menschen ist sichtlich dermaßen getrübt, daß niemand ohne Sekte und Absonderung selig werden zu können glaubt.» Dieser Brief schließt mit jenem anderswo wiedergegebenen, höchst bemerkenswerten Bekenntnis, in welchem Zurkinden über seine Auffassung des wahren Kerns der Religion Rechenschaft ablegt, und stellt dem Freunde seinen Besuch auf kommenden April in Aussicht. Ende April verreiste wirklich Zurkinden nach Basel, wo er als Teilnehmer einer wichtigen Konferenz in Sachen der Savoyerfrage bei 3 Wochen verweilte. Es war wohl das letzte Mal, daß die Freunde sich sahen und sprachen, denn am 29. Dezember 1563 schied Castellio aus einer Welt, in der er zeitlebens ein Fremdling war.

Zurkinden hatte in Basel einen großen Bekanntenkreis. Ihm gehörten außer Castellio und Curione vornehmlich an, der Berner Simon Sulzer, Dr. Martin Borrhäus, bekannt durch seine maßvolle Haltung gegen Andersdenkende, Johann Brandmüller, Pfarrer zu St. Theodor, dessen Abneigung gegen die Hexenprozesse nur im Vorbeigehen erwähnt sei, der Arzt Jean Bauhin, auch ein Vertreter der Toleranz, und der Buchdrucker Oporin. Mit einigen unter ihnen, so mit Sulzer, stand er in Korrespondenz, ohne daß sich Reste derselben erhalten hätten.

Über Zurkindens letzte Lebensjahre, in denen freilich seine Teilnahme an den großen Zeitfragen nicht erkaltete, ist neben seinen Briefen an Beza, seine im Staatsarchiv und in der Stadtbibliothek Zürich aufbewahrte Korrespondenz mit Bullinger und Gwalther sozusagen die einzige und bisher noch unverwertete Quelle.

Die noch erhaltenen Briefe an Bullinger sind nur ein armseliger Rest einer jahrelang geführten, sehr regen Korrespondenz. Sie zeigen uns Zurkinden auf der Schwelle ins Greisenalter, ist doch der erste dieser Briefe vom 20. Oktober 1574

datiert¹⁾. Zurkinden schreibt seinem Freunde: «Herr Merlin, Privatgeistlicher der bei uns sich aufhaltenden Edlen von Châtillon (Coligny) aus Frankreich, wollte nicht zu euch nach Zürich verreisen ohne eine Empfehlung von mir, die der gelehrte, bescheidene und fromme Mann ohne Mühe erlangte; ist er mir doch lieb geworden. Vor allem entsprach ich seinem Wunsche aus dem Grunde, weil mir Gelegenheit geboten wurde, dir zu bezeugen, daß weder das mich hart plagende Alter, das mich aber nicht ganz übermochte, noch der bevorstehende Tod mich dermaßen in Beschlag nehmen, daß sie das Andenken an dich und meine Verehrung für dich hätten auslöschen können. Wenn du und andere aus den Kreisen eurer Theologen jenen Mann freundlich aufnemet, so werde ich diesen Erfolg meiner Empfehlung zuschreiben. In welcher Gefahr die von den Königlichen so genannten Hugenotten in Frankreich sich befinden, wird dir Merlin berichten. Hätten sie doch nie zu den Waffen gegriffen, oder doch mit besserer Überlegung! Sachsen, Braunschweig und andere Staaten kommen dem Könige zu Hülfe, muten aber uns, den Nachbarn und Verbündeten desselben zu, den Hugenotten Beistand zu leisten. Ich bin zu verblüfft darüber, als daß ich eine Erklärung dieser Zumutung finden könnte. Meine einzige Hoffnung richtet sich auf den Tag des Herrn, dessen baldiger Anbruch heutzutage alle Frommen herbeiwünschen und erflehen. Unser Haller wird, wie du weißt, vom Podagra gemartert, das ihn unablässig quält. Er leidet wie ein Christ und Stoiker zugleich. Ich führe nun das Leben eines Privatmannes und bekümmere mich nur mehr soweit um die öffentlichen Angelegenheiten, als es Pflicht eines rechten Bürgers ist. Ich vernehme, daß es dir für dein Alter recht ordentlich geht, und ich freue mich über deinen für die Sache Gottes so fruchtbaren Lebensabend. Gott umfasse dich mit seiner Gnade bis zum letzten Atemzuge und führe dich zum ewigen Leben.» Wenige Tage später erhielt Zurkinden aus Zürich die ihn schmerzlich berührende Nachricht, daß Bullinger an

¹⁾ E II 360, 643/44, Staatsarchiv Zürich.

schwerer Krankheit darniederliege und daß an seinem Aufkommen gezweifelt werde. Tief bekümmert greift er am 3. November zur Feder, um vom treuen Freunde Abschied zu nehmen¹⁾.

«Wie sehr erschrack ich, verehrtester Vater, als ich aus deinem Schreiben an Haller und mich erfuhr, an welcher schmerzhafter Krankheit du leidest, und zwar umso mehr, als ich schon jetzt in großer Sorge bin, unter wessen Leitung das Volk Gottes kommen wird, wenn Krankheit oder Tod deiner Wirksamkeit ein Ende machen sollten. Daß du mit gelassener Seele dich unter Gottes Hand beugst, kann ich mir denken. Aber wenn ich mir vergegenwärtige, was die in der Welt herum zerstreuten Glaubensgenossen und alle Kirchen Gottes durch deine Krankheit oder deinen Hinscheid erdulden werden, so kann ich meine Tränen nicht mehr zurückhalten. Ich nehme meine Zuflucht zum Gebete für deine Errettung, dem einzigen Troste in diesem Elend. Übrigens führt das Alter uns Beide den Grenzen der Ewigkeit entgegen. Denn ich bin körperlich so sehr heruntergekommen, daß der Tod nicht mehr viel an mir zu verändern finden wird. Ich gewärtige seiner schon lange, und zwar nicht als eines Feindes, sondern als eines willkommenen Freundes. Warum sollte der Tod uns erschrecken, den Christus durch sein Sterben geheiligt hat, und der uns der Weg ist zum himmlischen Vaterland? Wie viele Fromme flehen ihn herbei, damit er sie erlöse aus der Knechtschaft des Fleisches, der Welt und des Bösen. So lasset uns denn in aller Zuversicht und Ruhe behende den Weg alles Fleisches gehen, gewärtig unserer Wiederherstellung aus dem Verderben der Natur an jenem großen Tage des Herrn. Nimm dies als Zeichen meiner letzten Willensäußerung und als Pfand des immerwährenden Angedenkens an deine Liebe zu mir und meiner Freundschaft zu dir. Ich kann aus dieser Welt umso bereitwilliger scheiden, weil ich zuversichtlich glaube, die in dieser Zeit so kurz währende Freundschaft werde in jener Seligkeit in Ewigkeit nicht aufhören. So

¹⁾ E II 360, 645/46, Staatsarchiv Zürich.

behüt dich Gott, dreifach seliger Diener des Herrn und Kirchenvater, und empfangе auf Geheiß Gottes für deine Mühe die Krone, die dir im Himmel aufbewahrt ist.»

Unerwarteter Weise erholte sich der Sterbende und kam sogar dazu, den brieflichen Verkehr mit Zurkinden wieder aufzunehmen, dem er zwei seiner antilutherischen Streitschriften übersandte. Die Antwort Zurkindens vom 5. April 1575¹⁾ zeigt seine eingehende Bekanntschaft mit der recht unerquicklichen theologischen Diskussion, welche zwischen der lutherischen und reformierten Kirche entbrannt war. «Besten Dank, ehrwürdiger Vater, für deine zwei Schriften, die du mir zum Geschenke übersandt hast, und deren letzte, gegen Schmidlin²⁾ gerichtete, die Grenzen deiner sonstigen Milde überschreiten würde, wenn nicht jener garstige und stinkende Qualm, den er aus seiner Werkstätte mit allen Blasebälgen gegen euch anfachte, den so heftigen Gegenwind erregt hätte, der jenen Hölleurauch wieder in seine Schmiede zurückblies. Dieser wütende Mann hat nichts Neues vorzubringen als einige gauklerische Sophismen, mit denen er dem alten Geleier zur Hülfe kommen und die albernen Argumente etwas schärfer würzen wollte, freilich vergeblich, so nachdrücklich hast du ihm diesen Quark zerlesen. Du wirst es billigen, wenn ich dir sage, wie tief es mich schmerzt, daß, unter Beiseitelassung der einfachen apostolischen Lehre, durch die Unverschämtheit dieser Leute nicht nur der für uns am bitteren Kreuze geopferte Leib Christi, sondern das Wesen der Gottheit selber in jenen Zänkereien so zerstückelt und zerteilt wird, wie die Leichname der Verbrecher unter den Händen der Anatomen, ohne daß Rücksicht genommen würde auf die einfachen Leute, welche, dieser Künsteleien unkundig, nicht wissen, wo aus und wo ein. Ich meine damit vor allem

¹⁾ Abgedruckt im Museum Helveticum XV, 441. — ²⁾ Jakob Andreae, auch Schmidlin genannt (1528—1590), Professor in Tübingen und Leiter der württembergischen Kirche, ist einer der Hauptverfasser der Concordienformel, welche den lutherischen Lehrbegriff in schärfster und konsequentester Ausprägung zur Darstellung brachte.

die Schriften Schegks und Simons²⁾, die an Spitzfindigkeiten und Dünneleien alles übertreffen, was ich je gelesen habe. Es wird noch Mehreres dieser Art auftauchen, wenn nicht eine göttliche Macht Einhalt tut, so sehr sind heute die Geister der Gelehrten üppig geworden. Das beste Heilmittel war dein Libell mit dem Titel «Fundamenti solidi». Aber unbezwingbar ist die Begierde gewisser Leute, mehr wissen zu wollen, als was dem menschlichen Geiste zugänglich ist. Meinungsverschiedenheiten werden in der Kirche Gottes immer fortbestehen, da alle irgendwie geistig Veranlagten um die Wette sich anstrengen, etwas herauszubringen, im Glauben, sie könnten nahe an die Erkenntnis und Durchdringung der Gottheit herankommen. Denn den angeborenen Trieb, Gott, den unsterblichen Urheber unserer Unsterblichkeit zu erkennen, wird keine Macht je austilgen. Daraus entstehen verschiedene Auffassungen, welche zu unterdrücken noch keiner menschlichen Macht gelungen ist. Das Stillschweigen der Öffentlichkeit war zwar oft eine Kundgebung in diesem Sinne. Aber inzwischen achteten die Gewissen nicht auf diesen Wink, vielmehr, wenn sich Gelegenheit bot, brach die zurückgehaltene Denkkraft sich durch die innersten Tiefen, wie die im Innern der Erde zusammengepreßte Luft alles zu durchbrechen und die Erdenmaße zu erschüttern pflegt. Diese auf alte und neue Beispiele sich stützende Erkenntnis hat mich — nach der Meinung einiger nur allzusehr — zur Milde gestimmt gegenüber denen, die irrten und anders glaubten als ich, sofern es nur nicht aus bewußter Gottlosigkeit geschah. Denn in diesem Todesschatten — wer würde nicht nicht geblendet, wenn er zum Himmel aufblickt? Durch solche Erwägungen geleitet, hat Tertullian in seinem «Apologeticus» solche Irrtümer entschuldigt, von denen er glaubte, sie seien durch die Größe Gottes hervorgerufen, und hält dafür, daß die Häre-

¹⁾ Der erstgenannte ist wahrscheinlich identisch mit dem Antinomisten Schenk 1508—1548. Simon Simonius, ein lutherisch gerichteter pfälzischer Theologe, war ein Widersacher des in Bern wohlangeschriebenen Olevian, Verfassers des Heidelberger-Catechismus.

tiker seiner Zeit nicht absichtlich gefehlt hätten, sondern im Bestreben das Wesen der Gottheit zu erforschen. Calvin heiligen Andenkens, durch jahrelangen Verkehr mit mir aufs innigste befreundet, hat sich oft mit mir freundschaftlich gezankt und mir allzuweitgehende Duldsamkeit vorgeworfen. Aber als ich ihm entgegenhielt, ich ziehe vor, durch allzugroße Güte zu fehlen als durch übertriebene Härte, gab er sich zufrieden und hat mir seine Liebe bis zum letzten Lebenszug bewahrt. Doch wozu dies? Wenn heute diese Auffassung obenaufkäme, oh ihr glücklichen Kirchen Gottes, die ihr nicht mehr durch solche Zänkereien entweiht würdet! Schweigen und Geduld wären dann die wirksamsten Gegenmittel gegen solche Störungen. Luther wollte allein herrschen und konnte keinen ihm Ebenbürtigen ertragen, viel weniger noch einen ihm Überlegenen. Seine Schüler folgten ihm hierin nach und dulden nicht, daß die Herrschaft geteilt werde. Wir haben ihnen Freundschaft angeboten, welche sie mit Füßen traten und auf beleidigende Weise zurückwiesen, so daß — Gott sei Dank — alle Schuld an dem gestörten Frieden auf ihrer Seite liegt. Was nun! Beim Fehlen eines Heilmittels gegen solche Übelstände lasset uns in dieser Zeitlichkeit leben, wie wir können, da wir ja nicht können, was wir wollen. Der Herr wird, hoffe ich, bald kommen. Wenn ich dich jemals beleidigt habe, ehrwürdiger Vater, so fürchte ich fast, ein so weitläufiger und nichtssagender Brief sei dieser Beleidigungen größte. Aber verzeihe mir altem Manne, der es aufrichtig meint und keine Antwort von dir, dem mit wichtigeren Dingen Beschäftigten, beansprucht. Ich verlange ja nichts, sondern bringe dir nur etwas vor und werde dir nur unter der Voraussetzung häufiger schreiben, daß du nicht wieder schreibest. Denn ich tue dies in der Muße, du aber brichst zusammen unter schweren Aufgaben, deren Erfüllung für das Volk Gottes von großer Wichtigkeit ist.» Bullinger, wieder schwer leidend, beantwortete diesen Brief am 5. April vom Krankenlager aus. Bald darauf verschlimmerte sich sein Leiden, dem er am 17. September 1575 endlich erlag.

Doch hörten Zurkindens Beziehungen mit Zürich keineswegs auf. Gerade aus dem letzten Jahrzehnt seines Lebens sind 15 Briefe an Rudolf Gwalther, den Schwiegersohn Zwinglis, erhalten, die erkennen lassen, mit welcher Lebhaftigkeit der Greis den Zeitereignissen folgte und wie er noch in seinem hohen Alter ein Vertreter der zwinglischen Reformation blieb. Am 1. September 1575 war, erst 50 Jahre alt, nur einige Tage vor Bullinger, der Dekan Johannes Haller gestorben, der seit dem Rücktritt des lutheranisierenden Simon Sulzer mit Festigkeit und Milde die bernische Kirche in ähnlicher Weise, wie Bullinger die zürcherische, geleitet und deren Selbständigkeit gegenüber Luther und Calvin zu wahren verstanden hatte. In Zürich wurde die Kunde vom Tode Hallers mit großer Besorgnis aufgenommen. Man befürchtete den Einfluß Sulzers, der als Haupt der Basler Kirche immer entschiedener der Lehre Luthers zusteuerte, und man hielt es nicht für ausgeschlossen, daß es ihm gelingen werde, das durch Hallers Hinscheid herrenlos gewordene Steueruder wieder zu ergreifen. Gwalther hatte seine Besorgnisse auf Veranlassung Bullingers Zurkinden mitgeteilt, der am 12. September in einem längeren Schreiben den Sorgenvollen zu beruhigen suchte.¹⁾ Gwalther hatte im Hinblick auf Sulzer geschrieben, der alte Fuchs habe in Bern unter den einflußreichen Männern Freunde und Gönner, die ihn noch nicht durchschaut hätten. «Was mich betrifft,» antwortet Zurkinden, «ob ich mich auch nicht zu jenen Einflussreichen zähle, sage ich nur so viel, daß ich ihm die alte Freundschaft bewahrt habe, ohne deswegen meine Auffassung vom Abendmahl irgendwie der seinen anzubequemen.» Ja er habe ihm die Nichtübereinstimmung mit seiner lutheranisierenden Abendmahlslehre so unverholen zu erkennen gegeben, daß Sulzer, darüber verstimmt, ihm seinen Brief, in welchem er ihm den nach Basel reisenden Hofprediger der Familie Coligny empfahl, nicht beantwortet habe. Doch glaubt auch Zurkinden, daß Sulzer in Bern mächtige Gönner habe, die im Ge-

¹⁾ Simmlersche Sammlung 113, 68, Stadtbibliothek Zürich.

heimen seiner Lehre zuneigten. «Denn jene sächsische Lehre von dem wahren und wesenhaften Leibe Christi, der sich von unsern Händen zerbröckeln läßt, leuchtet gewiß vielen Herren und Mäcenaten ein, welche, nachdem sie es an Frömmigkeit, Gerechtigkeit und reinem Lebenswandel haben fehlen lassen, gerne ein solches Geheimmittel gegen ihre Sünden sich beim Apotheker holen würden. Glauben sie doch, daß Gerechte und Ungerechte den Leib des Herrn genießen.» Zurkinden beteuert, daß er bei der Lehre verbleibe, nach welcher Christus an Leib und Seele im Himmel, nicht aber im Brote sei. Nur keine Konzessionen in dieser Lehre! Er dankt Gwalther, daß er brieflich einige bernische Staatsmänner auf diese Gefahr aufmerksam gemacht habe. Denn das Volk neige leicht dahin, wohin sein Führer. Er verspricht seinen Beistand zu gewähren, vergißt aber nicht beizufügen, man möge seinen Einfluß nicht überschätzen. — Mit großer Empörung erfüllt ihn die Verfolgung der Kryptocalvinisten in Sachsen durch den Kurfürsten Friedrich August. Seinem treuen Bullinger wünscht er Verlängerung des Lebens oder, wenn es anders beschlossen sei, ein seliges Ende. Mit Freuden begrüßt er es, daß Gwalther durch seinen Brief mit ihm in ein Freundschaftsverhältnis tritt, von dem er hofft, es werde sich immer mehr befestigen. Noch hat er sich vom Schlage nicht erholt, der ihn durch den Hinscheid Hallers betroffen hat. «Von der Trauer aller Rechtdenkenden über den Tod meines inniggeliebten Verwandten Haller schreibe ich dir nichts, damit ich nicht den ersten Schmerz von neuem in mir aufwecke. Freilich war für ihn der Tod eine wahre Wohltat von Gott. Von Steinschmerzen gemartert, gelähmt und der Sprache beraubt, hörte er nicht auf, mit der Hand, die er noch bewegen konnte, himmelwärts zu deuten und jenes eine Wort zu seufzen: Bäten, Bäten!

Der Gruß, den er am Schlusse an Bullinger aufträgt, traf diesen wohl nicht mehr am Leben. Wie schmerzlich ihn die Trauerbotschaft von dem Hinscheid dieses Mannes erschütterte, läßt sein Brief an Gwalther vom 8. Oktober 1575 erkennen.¹⁾ Was ihm zum Trost ge-

¹⁾ Simmler 134, 21 u. 33.

reicht, ist die allerdings erst seit kurzem und nur auf brieflichem Wege geschlossene Freundschaft mit Gwalther, deren Zustandekommen das Werk des sterbenden Bullinger war, der für seinen Nachfolger keinen zuverlässigeren Gewährsmann in Bern hätte ausfindig machen können als den von seinen Staatsgeschäften ausruhenden und doch immer noch, trotz seiner gegenteiligen Versicherungen, einflußreichen Zurkinden. Der neue Lenker der Zürcher Kirche wird denn auch von allem Wichtigeren, was sich in der Berner Kirche ereignet, benachrichtigt. Sehr befriedigt spricht sich Zurkinden über die Wahl Fädmingers¹⁾ aus, der an die Stelle Hallers berufen wurde. Eigentlich hatte Abraham Musculus²⁾ am meisten Anwartschaft auf die erledigte Würde, und Zurkinden verwunderte sich, daß dieser Mann übergangen wurde. Er selber zog Fädmingen, der sich ihm schon wegen seiner mit Festigkeit und Umsicht gepaarten Milde empfahl, dem etwas schroffen und seines Wertes allzusehr bewußten Musculus vor. Fortwährend beschäftigten ihn die Vorgänge in Sachsen. Es ist in Bern die Rede, gemeinschaftlich mit Zürich sich durch eine Gesandtschaft für die verfolgten Kryptocalvinisten zu verwenden. Der Kurfürst Friedrich von der Pfalz, der Freund der Reformierten, scheint zu dieser Intervention den Anstoß gegeben zu haben, hielt es aber für besser, selber im Hintergrunde zu bleiben, da seine Verwendung von dem ihm persönlich abgeneigten Kurfürsten August von Sachsen von vornherein übel aufgenommen worden wäre. Es ist bezeichnend für die Anspruchslosigkeit Zurkindens, daß er Gwalther von der Beantwortung seiner Briefe dispensiert. Es wäre ihm peinlich, den vielbeschäftigten Freund zum Schreiben zu veranlassen. Dafür läßt er um so fleißiger seine Berichte nach Zürich abgehen. Am 26. Oktober 1575 beglückwünscht er seinen Freund zu der nun endgültig erfolgten Wahl als Anti-

1) Über Johannes Fädmingen (15. — 1586) siehe Sammlg. Bernischer Biographien III, 412. — 2) Abraham Musculus, Sohn des Wolfgang M., Pfarrer in Thun 1563, am Münster in Bern 1565, Dekan 1586, starb 1591 Fortsetzer der Handschriftl. Chronik von Johann Haller.

stes der Kirche Zürichs. Daß Gwalther die Freundschaft Fädmingers und des Münsterpfarrers Nikolaus Metzger¹⁾ sucht, kann er nur billigen. Auch ihm seien diese beiden Männer wegen ihrer Friedensliebe sympathisch. In der sächsischen Angelegenheit sei bis jetzt noch nichts unternommen worden. Vielleicht wäre es überhaupt besser, diese Wunde nicht zu berühren. Was die Vorgänge in Frankreich anbelangt, so traut Zurkinden weder den Hugenotten noch den Guisen und zöge es vor, wenn mit keiner der beiden Faktionen paktiert würde. Wer den einen oder andern helfe, müßte stets gewärtig sein, daß die beiden Parteien sich plötzlich mit einander versöhnen und dann zusammen gemeinsame Sache gegen den äußeren Angreifer machen. Gerade so sei es den Engländern im ersten Hugenottenkrieg ergangen. England sei den Glaubensgenossen zu Hülfe gekommen, habe Havre erobert, worauf die beiden, seit dem Frieden von Amboise am 19. März 1563 wieder vereinigten Faktionen ihm diesen Platz wieder entrissen hätten. Gerade so könne es den Eidgenossen auch ergehen. Die Werbungen des Königs, die unter den katholischen Ständen, und die der Hugenotten, die in den evangelischen Orten Aussicht auf Erfolg hätten, seien ein Mittel, die Eidgenossen unter einander zum Vortelle Frankreichs zu verfeinden. Er berichtet ferner, daß das Heer Montmorencys sich aufgelöst habe. Dieser fehlgeschlagenen kriegerischen Unternehmung habe auch der in Bern sich aufhaltende 18jährige Graf von Laval, ein Neffe Colignys, sich angeschlossen, obgleich er vor diesem Schritte von den Bernern gewarnt worden sei, die sich mit Erfolg beim König verwendet hätten, daß seine in Frankreich liegenden Güter ihm belassen würden, was aber nur unter der Bedingung bewilligt worden sei, daß er sich still verhalte. Übrigens glaubt Zurkinden mit Andern, dem jungen Herrn sei es gar nicht so unerwünscht gewesen, den Guisen als Ge-

¹⁾ Nikolaus Metzger lat. Lanius, Pfarrer in Langnau 1569, Helfer am Münster 1570, Pfarrer daselbst 1575, entsetzt 1578, Pfarrer in Gerzensee 1582—91, starb 1594.

fangener in die Hände zu fallen und sich sodann der königlichen Partei, scheinbar gezwungen, wieder anzuschließen. Nun könne er wieder in Frankreich das üppige Leben genießen, das er in Bern so sehr vermißt habe. Auch mit dem Verhalten der zur Zeit noch in Bern sich aufhaltenden hugenottischen Edelleute — worunter zwei Söhne des ermordeten Admirals Coligny — sei die Obrigkeit durchaus nicht zufrieden, sondern sehe sich genötigt, gegen diese Gäste wegen übler Aufführung einzuschreiten ¹⁾. Die eben aus Frankreich kommende Nachricht, daß der Herzog von Alençon, Bruder des Königs Karl IX., zu den Hugenotten übergegangen sei, nimmt Zurkinden mit Mißtrauen entgegen und verspricht sich wenig davon. Viele halten es für ein abgekartetes Spiel zwischen dem Herzog und dem König. Zurkinden, der in diesen Tagen in sein siebzigstes Altersjahr trat, und, wie er selber schreibt, « ein zitternder Greis », erblickt, wo er auch hinschaut, nur Zeichen drohenden Unterganges, und zwar in der Ferne wie in der Nähe. Dies läßt auch sein Brief vom 24. Juli 1576 an Gwalther erkennen ²⁾, dem er ein Schreiben an Jakob Vogel, einen einflußreichen, aber nach seiner Meinung der Sache Frankreichs allzusehr ergebenden Magistraten aus Glarus, zur Spedition an den von Zürich aus leichter als von Bern zu erreichenden Bestimmungsort zustellt. Aus Bern weiß er nichts zu melden als von schlecht verheimlichten Rivalitäten zwischen den Geistlichen, die den Rat zu einem scharfen Tadel veranlassten. Entschiedene Mißbilligung findet bei ihm der ungehorsame Trotz jener bernischen Reisläufer, die, ungeachtet der strengen Verbote der Obrigkeit, sich von Casimir von der Pfalz hatten anwerben lassen, mit dessen Söldnerheer in Frankreich eingefallen waren, aber, ohne viel ausgerichtet zu haben, in traurigem Zustande in diesen Tagen wieder zu Hause anlangten, nachdem sie dem bernischen Staate ärgerliche diplomatische Verwicklungen mit dem Könige wie mit den katholischen Orten

¹⁾ Auch in Basel hatte das Benehmen dieser Edelleute Anstoß erregt.

— ²⁾ Simmler 135, 10.

bereitet hatten. Was die verwegenen Streiche «dieser gottlosen Wegelagerer» der Religion nützen sollen, kann er nicht einsehen. Als Neuigkeit berichtet er, die Reformierten in Orleans hätten die öffentliche Ausübung des Gottesdienstes verlangt aber nicht erlangt und müßten sich nun damit begnügen, diesen in Privathäusern abzuhalten. Auch hat er vernommen, der König rüste eine Flotte gegen la Rochelle. Lauter schlechte Nachrichten aus Heimat und Fremde! In seinem Schreiben vom 1. Dezember 1576 beruhigt er Gwalther über den in Bern ausgebrochenen Konflikt der Stadtgeistlichen¹⁾. Es handle sich nicht etwa um Hauptfragen der christlichen Religion, sondern man zanke sich um eines kleinlichen Wortstreites willen vor allem Volke. Metzger gebrauche das Wort Abendmahl. Der wegen seiner Nichtwahl zum Pfarrer am Münster erboste Helfer Schneewlin habe ihn deswegen angegriffen und wolle nur das Wort Nachtmahl gelten lassen. Metzger antworte leidenschaftlich und berufe sich auf die in Zürich hierin geübte Praxis, wo beide Ausdrücke gebraucht würden. Deshalb der ärgerliche Streit! Äußerst ungehalten spricht sich Zurkinden über die bernischen Teilnehmer an dem Zug Casimirs nach Frankreich aus, dessen Expedition er nicht genug verabscheuen kann. Wenn es diesem Heerführer wirklich darum zu tun sei, wie er glauben machen wolle, die blutigen Verfolger der Hugenotten zu bestrafen, so wäre es seine Pflicht, die Truppen der Guisen anzugreifen. Aber statt dessen mißhandle er mit seinen Mordbanden das arme Volk. Er will es unterlassen, seinem Freunde die Greuel, welche dieser Mensch gegen jedes Alter und Geschlecht verübe, eingehender zu schildern. Sei es doch in Bern geradezu lebensgefährlich, seine Stimme gegen diese Leute zu erheben. Übrigens habe er vom Rathaus endgültig Abschied genommen und erfreue sich der Stille des Privatlebens. Am meisten willkommen wäre ihm der Tod, denn wer möchte in solchen Zeiten noch länger leben. Die Nachricht vom Hinscheide des Schwiegersohnes Simmlers würde ihn

¹⁾ Simmler 135. 68.

tief schmerzen, wenn die Zeiten andere wären. So aber wie sie sind, bleibe den Frommen fast keine andere Wahl, als aus dem Leben zu scheiden oder aber an Allem irre zu werden. Der folgende, vom 22. Dezember 1576 datierte Brief bespricht die Vorgänge in Belgien¹⁾. Die Nachricht von der Vereinigung der südlichen Staaten mit Holland zur Abwehr der Spanier erfüllt ihn mit Sorge, sei doch die Übermacht der Letzteren zu groß, als daß diese Aktion Erfolg haben könnte. Es heißt, Don Juan d'Austria werde mit 20,000 Spaniern durch Frankreich nach Belgien ziehen. Zurkinden zittert für die Sicherheit der Nordgrenze seines Vaterlandes. Über die für die Reformierten ungünstige Wendung, die sich in diesen Tagen in Frankreich vollzog, ist Zurkinden durch Briefe seines daselbst sich aufhaltenden Verwandten Marquard in Kenntnis gesetzt worden. Er übersendet diese Berichte seinem Freunde nach Zürich zur Einsichtnahme. Wie pessimistisch Zurkinden die Lage des Protestantismus in seiner Heimat beurteilte, beweist sein Brief vom 22. Dezember 1576²⁾. Er klagt, die Gotteserkenntnis sei beim Volke so gering, daß heutzutage die Religion durchaus Angelegenheit der Obrigkeit und von dem guten Willen der Regenten abhängig sei und nicht anders als eine politische Sache behandelt werde. Den Gläubigen sei das Recht der Selbstbestimmung in religiösen Dingen entzogen und den Machthabern übertragen worden. Nicht das Heilsinteresse, sondern der Wille der Oberen sei in diesen Dingen maßgebend. Daraus sei die Abnahme, ja geradezu das Erlöschen der Religiosität im Volke zu erklären. Aber auch aus dem Ausland kommen schlechte Nachrichten. Die Nachricht von dem Blutbade von Antwerpen habe er dem Freunde schon mitgeteilt. In Frankreich stehe es nicht besser. Über die in Blois zusammengetretenen Stände könne er nur so viel sagen, daß der König gegen die Reformierten Böses im Schilde führe. In der Hoffnung, die Thronbesteigung Ludwigs VI. von der Pfalz werde die Beziehungen der evangelischen Eidgenossen-

1) Simmler 135, 83. — 2) Ibid. 135, 83.

schaft mit diesem glaubensverwandten Staate günstig beeinflussen, sehe er sich getäuscht. Der junge Fürst sei so ausgesprochen lutherisch gesinnt, daß man nichts von ihm hoffen dürfe. Dazu komme noch das Ärgernis, daß in der Frage der Kirchenzucht zwischen der bernischen Kirche und den calvinistisch gerichteten pfälzischen Theologen ein Konflikt drohe. Unter so trüben Gedanken nahm Zurkinden von dem Jahre 1576 Abschied. Die beiden folgenden Briefe vom 12. Januar und 4. Februar 1577 ergehen sich ausführlich über die erfolglose Verwendung Zurkindens für den von Gwalther zur Wahl als Pfarrer von Holderbank in Bern angelegentlichst empfohlenen Zürchergeistlichen Marx Widler¹⁾. In der Wahlbehörde herrschte die Meinung, daß Einheimische auswärtigen Bewerbern vorzuziehen seien. Auch waren bei der entscheidenden Sitzung gerade diejenigen Ratsmitglieder abwesend, auf deren Stimme und Einfluß Zurkinden gezählt hatte. Gwalther empfand diese Niederlage seines Landsmannes offenbar als eine Kränkung, und auch Zurkinden ärgerte sich über den Ausgang dieser Verhandlung umso mehr, als der nunmehr Gewählte, Andreas Baldinger, sich ihm wegen seiner Eitelkeit wenig empfahl. Übrigens wäre, wie die Folgezeit bewies, auch die Wahl Widlers für die bernische Kirche kein Gewinn gewesen. Was die auswärtige Lage anbelangt, so beschäftigten ihn in hohem Grade die Vorgänge in den Niederlanden. Die Nachricht, daß Don Juan d'Austria den Niederländern Friedensvorschläge mache, erfüllt ihn mit Besorgnis. Er ist mit Gwalther überzeugt, daß es doch nur auf deren Täuschung und Vernichtung abgesehen sei, und glaubt, daß die Niederländer besser täten, das Äusserste zu wagen als sich durch spanische Ränke umgarnen zu lassen. Auch in dieser Frage ließ ihn sein Pessimismus Ärgeres voraussehen, als was wirklich eintraf. Aber am meisten Anlaß zu Sorgen gaben ihm die französischen Zustände. Er hat kürzlich neuenburgische Gesandte gesprochen, die von Paris kamen und über die Zustände

¹⁾ Simmler 135, 93 und 102.

am königlichen Hofe viel Schlimmes zu melden wußten. La Rochelle sei durch den König bedroht. Ein Bruder Franz von Montmorencys, des gegenwärtigen Heerführers der Hugenotten, sei in der Nähe der Stadt Paris in seinem Hause auf Geheiß der Königin Mutter zwischen zwei Kissen erstickt worden, weil er sich mißfällig über die Ermordung des Admirals Coligny ausgesprochen habe. Heinrich von Navarra werde in seinem Lande bedroht und bestürmt, die Messe wieder einzuführen. Bis jetzt habe er diesem Ansinnen widerstanden. Aber schon werde ihm mit der Ausführung der Beschlüsse von Blois gedroht. Die Alleinherrschaft der katholischen Kirche in Frankreich sei das Ziel, dem Alles entgegentreibe. Der Brief vom 21. Mai 1577 lautet um nichts zuversichtlicher¹⁾. Unbegreiflich ist ihm, daß in Straßburg die lutherische Reaktion den dortigen französischen Calvinisten die Abhaltung ihres Gottesdienstes untersagt. In Frankreich drohe dem Protestantismus der Untergang. La Charité, eine Festung der Hugenotten, habe sich dem Feinde übergeben. Damville, ihr Führer, sei im Begriffe, sich zu unterwerfen und andere zum nämlichen Schritte zu veranlassen. Ja, Zurkinden hat vernommen, Elisabeth von England sei gestorben, und die von der Guisen geleitete Maria Stuart werde den dortigen Protestantismus vernichten. Und zu seinem Leidwesen nehme er wahr, daß viele seiner Mitbürger sich aus diesen Zuständen gar nichts machten. Trotz der trostlosen Zeiten werde gezecht, gespielt, getanzt, geschwelgt und Aufwand getrieben, und zwar von Hohen und Niedrigen, Pfarrern und Laien. Bei einer solchen Gemütsverfassung Zurkindens, darf es nicht verwundern, wenn er am 30. Mai 1577 die Nachricht vom Tode des jungen Gwalther mit den Worten beantwortet: «Ich beklage den Tod deines Sohnes, ihn aber beglückwünsche ich.» Auf's tiefste beschämt es ihn, daß der Protestantismus auf Helfer angewiesen sei, die er von sich abschütteln sollte, wie Casimir von der Pfalz. «Ich ziehe einen offenen Feind jenem Räuber und Bundes-

¹⁾ Simmler 135, 165.

genossen vor, dessen Grausamkeiten, Räubereien und schändliche sodomitischen Ausschweifungen wir verheimlichen müssen.» Ein Lichtblick in diesem Dunkel ist ihm die Nachricht, daß die Intervention für die Calvinisten in Straßburg Aussicht auf Erfolg habe, eine Hoffnung, die sich aber, wie er schon in seinem nächsten Briefe berichten mußte, als trügerisch erwies. Die Mitteilungen über Angelegenheiten persönlicher Natur treten neben den Nachrichten über die Weltlage zurück, immerhin fehlen sie nicht ganz. So bittet er Gwalther, ihn bei ihrem gemeinschaftlichen Freunde Caspar Wolf, dem Nachfolger Geßners, zu entschuldigen, daß er dessen Wunsch, ihm die Briefe seines Vorgängers zur Publikation nach Zürich zu senden, nicht erfüllen könne. Diese Briefe seien reich an Äußerungen mitunter recht kritischer Art über zürcherische Zustände und Persönlichkeiten, so daß er es für eine Indiskretion halten würde, sie aus den Händen zu geben. In einem späteren Briefe erfahren wir, daß der junge Wolf in Bern weilte und im Hause Zurkindens verkehrte, der nach Zürich berichten konnte, der Jüngling erfreue sich eines kräftigen Körpers, einer schönen Gestalt, eines lebhaften Geistes und einer unschuldigen Heiterkeit. In einem Briefe an Gwalther vom 26. Juli 1577 ¹⁾ spricht sich Zurkinden mißbilligend über die Aufstellung der Concordienformel aus. Was der bernische Rat von diesem Bekenntnis hält, ist ihm noch nicht bekannt. Er bittet seinen Freund, ihn nicht mehr Ratsherr zu titulieren, lebe er doch in völliger Zurückgezogenheit, und zwar nicht nur mit Rücksicht auf seine Altersbeschwerden, sondern weil man in einer freien Republik wie Bern mit freimütigen Urteilen übel ankomme. Er ahnt nicht, daß seine Häuslichkeit, die ihn für die vielen Enttäuschungen, die ihm die öffentlichen Zustände bereiteten, entschädigte, durch die damals in Bern ausbrechende Pest schon so bald sollte vernichtet werden. Aus den ersten Jahren, welche auf diese, in einem andern Zusammenhang zu erwähnende Katastrophe folgten, sind keine Briefe an Gwalther vor-

¹⁾ Simmler 135, 268.

handen. Im nächsten der noch erhaltenen Briefe, vom 1. November 1579 datiert, schreibt er, es sei nun in Frankreich genau so gegangen, wie er längst befürchtet¹⁾. Ermüdet vom gegenseitigen Morden hätten sich die beiden Parteien vereinigt, um gemeinsam über einen Nachbarstaat herzufallen. Plündernd und mordend seien sie ins Elsaß eingedrungen und wendeten sich gegen Don Juan d'Austria, wie es heiße, von Wilhelm von Oranien gerufen. Möge die Eidgenossenschaft daraus eine Lehre ziehen! Aber auch aus dem fernen Osten treffen schlimme Botschaften ein. Ein polnischer Edelmann habe ihm geschrieben, die dortige evangelische Kirche sei in Sekten zerspalten und in voller Auflösung begriffen. Zurkinden, der sich wohl bewußt ist, daß das Schicksal der polnischen Kirche, in welcher völlige Glaubensfreiheit herrschte, denen recht zu geben schien, welche ihm seine Toleranz vorwarfen, unterläßt nicht zu bemerken, er ziehe eine derartige Zersplitterung immer noch einer gewaltsam erzwungenen Einheit vor. In seinem Schreiben vom 18. Januar 1580 beschäftigt er sich wieder mit Frankreich²⁾. Aus dem Einfall der Franzosen ins Elsaß sei nichts geworden, und Johann Casimir warte vergeblich auf ihren Zuzug gegen Spanien. Die Berner, welche dem Hoflager des Königs folgten, seien mit leeren Versprechungen abgefertigt worden. Condé habe vom Könige die Picardie erhalten, werde aber durch dessen Ränke verhindert, von dieser Landschaft Besitz zu ergreifen. Kürzlich habe er La Ferté eingenommen. In der Heimat sehe es etwas ruhiger aus. Seine Lektüre seien gegenwärtig Geßners medizinische Schriften. Die Ironie mit welcher er gewisse Rezepte erwähnt — gegen Asthma, Augen von Nachtigallen, gegen Milzbeschwerden, Pulver von verkohlten Fledermäusen — beweist, daß er auch auf diesem Gebiet freier dachte, als Viele seiner Zeit. Etwas wie gelinde Bosheit gegen die Zunft der Ärzte zuckt auch aus den Worten: «Unser Venner Grafenried ringt unter dem fünfzehnten Arzt mit dem Tode.» Große Freude bereitete ihm der Besuch Caspar

1) Simmler 138, 2. — 2) Msc. V 549. Staatsarchiv Zürich.

Wolfs. Um so trüber lautet der letzte der erhaltenen Briefe an Gwalther vom 30. Mai 1581. Er beginnt mit der Klage, daß es in Bern mit der Frömmigkeit schlimmer stehe denn je, und zwar in allen Ständen. Nur allzu wahr sei die Prophezeiung des Herrn, bei seiner Wiederkunft werde Epicur herrschen, dagegen kein Glauben zu finden sein. Elias habe die Verheißung empfangen, noch seien in Israel Siebentausende, die ihre Knie nicht vor Baal gebeugt hätten. Wie wäre er zufrieden, in Bern Siebenzig zu finden, von welchen dies gelten könnte. «Totus christianismus declamatorius fere est, vitae et morum nulla ratio.» Der Brief endigt mit der Bitte um nachsichtige Beurteilung seines Pessimismus, den man dem Greise zugute halten möge.

Von diesem Zeitpunkt an sind außer einem Briefe an Beza nur noch zwei Kundgebungen aus seiner Feder vorhanden. Die erste ist eine Eintragung in das Album eines jungen Franzosen, die andere ein Billet an Muskulus, dessen Inhalt aber für die Denkweise des Schreibers in seinen letzten Tagen ebenso bezeichnend wie ehrenvoll ist¹⁾. Claude Aubery, Professor der Philosophie in Lausanne hatte eine Schrift, «Orationes apodicticae» betitelt, herausgegeben, in welcher er der Rechtfertigungslehre eine ethisch besser befriedigende Wendung zu geben versuchte. Der Baslertheologe Grynäus war ihm entgegengetreten, und zwar in einer Weise, die den Weg zur Verständigung anzubahnen schien. Zurkinden, der schon befürchtet hatte, Aubery werde durch eine allzuschroffe Polemik seiner Gegner erst recht der Haeresie in die Arme getrieben, äußert sich gegen Abraham Muskulus in einem Schreiben vom 6. November 1587 sehr anerkennend über das maßvolle Vorgehen des Thomas Grynäus²⁾. Er schreibt: «Herr Grynäus ist weise und christlich mit Aubery verfahren. Er möchte diesen Mann gerettet sehen, nicht aber zu Grunde richten und erniedrigen, sofern er wieder zur Einsicht kommt. Was die «Orationes» Auberys anbelangt, so besorgte ich keineswegs, daß sie mit großem Beifall aufgenommen

¹⁾ Simmler 139, 175. — ²⁾ Ibid. 144, 71.

würden, da sie weder Methode noch eine der heiligen Schrift gemäße Lehre enthalten, sondern in Spitzfindigkeiten des Aristoteles eingewickelt sind, den wir wieder aus der Unterwelt auftauchen und nach Athen zurückkehren sehen, wo er seine Schriften auslegt, von denen er sagt, niemand verstehe sie, der nicht als Hörer seinen Vorlesungen beigewohnt habe. Ich wünsche selber auch, daß Aubery gut wegkomme, damit nicht der treffliche Charakter dieses gelehrten Mannes durch Gram und Ärger aufgerieben werde.»

Sein Wunsch schien in Erfüllung zu gehen. An der Aprilsynode 1588 hat Aubery sich dem Urteil der Kirche willig unterzogen. Freilich brach einige Zeit später abermals eine Verfolgung gegen Aubery aus, welche ihn zur Rückkehr in sein Vaterland Frankreich und zum Übertritt in die katholische Kirche bewog. Zurkinden erlebte diese Anfeindungen seines Schützlings, die diesem das Verbleiben in der evangelischen Kirche unmöglich machten, nicht mehr. Sein Briefchen an Muskulus ist das letzte Dokument seiner Korrespondenz. Wir möchten dieses kurze Billet nicht missen. Es zeigt, daß Zurkinden sich treu geblieben ist bis an sein Ende. Wie er als Sechszwanzigjähriger sich nicht entschließen konnte, gegen die emmentalischen Täufer einzuschreiten, so hielt er es als Einundachtzigjähriger noch immer für seine Pflicht, für einen Mann einzustehen, dessen Rechtgläubigkeit, wie er meinte, mit Unrecht angezweifelt worden war. Auch wenn seine ob auch ehrenvolle Tätigkeit als bernischer Staatsmann es nicht rechtfertigen würde, daß sein Andenken der Vergessenheit, der es anheimgefallen, entrissen werde, so sichert ihm seine bis ans Ende beobachtete, christliche Weitherzigkeit einen besondern Ehrenplatz unter den bekannten Gestalten des XVI. Jahrhunderts, den ihm — leider — nur wenige unter ihnen streitig zu machen vermögen.



Inhaltsübersicht.

	Seite
Vorrede	217
I. Kapitel. Herkunft und Jugendzeit	219
II. Kapitel. Im bernischen Staatsdienst	227
III. Kapitel. Zurkindens Korrespondenz von 1530 bis 1587	241
